



Berlin, den 6. Februar 1904.

Rechtssozialismus.

Die Sozialdemokratie hat endlich wieder einen großen Theoretiker gefunden. Seit dem Tode von Engels verfügte sie freilich über Millionen Köpfe. Nur der Kopf wollte sich nicht einstellen. Schippel, David, Bernstein und Kautsky fordern die strenge Wissenschaft zu ernster Prüfung und fachlicher Stellungnahme heraus; aber diese Reffortchefs der Sozialdemokratie können uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß es ihren gefügigen Gliedern an einem Haupt fehlt. Vieläugig, hunderthändig, tausendfüßig ist der agitatorisch wirk-same sozialdemokratische Koloß. Der junge Riese dehnt und reckt sich mit unheimlicher Wachstumsbeschleunigung zu überwältigenden Dimensionen aus. Aber das Scherzwort des weltgewandten englischen Lordkanzlers Franz Bacon gelte uns in die Ohren: Riesen gleichen Häusern mit fünf Stockwerken, bei denen bekanntlich das oberste Stockwerk, das fünfte, am Schlechtesten eingerichtet zu sein pflegt. Als das Freundespaar Marx und Engels in Gemein-schaft mit, aber unabhängig von Lassalle die deutsche Sozialdemokratie als Partei gründete, sah man von dem künftigen Wunderkind nur den Kopf und so gut wie gar keine Glieder. Und der gewaltige Kopf eines Karl Marx reichte denn auch für die erste Wachstumsperiode vollkommen aus; aber eben nur für die erste. Eine neue Zeit brach an. Als der Prophet Marx in seinem Vaterlande endlich zu gelten begann, hörte er auf, Prophet zu sein. Außeres Wachstum der Partei und innere, logische Erstarkung ver-liefen nicht mehr parallel, sondern umgekehrt proportional. Je größer der Territorialbesitz der Partei wurde, desto fataler schrumpfte ihr wissenschaft-licher Gehalt zusammen. Als Marx noch lebte, gab es Führer ohne Partei; jetzt giebt's umgekehrt: eine Partei ohne Führer. Aus der trüben Fluthwelle des dresdener Parteitages tauchte mit weithin leuchtenden Lettern eine Einsicht mit

zwingender Klarheit empor: die deutsche Sozialdemokratie besitzt heute nur noch Männer, aber keinen Mann mehr.

Am Besten gedieh die Partei unter der Herrschaft des gedanklichen Absolutismus. Es ist das große Geheimniß der Selbsterhaltung aller Orthodoxie, auch der politischen, auf die „Worte eines Meisters“ zu schwören, heiße dieser Meister nun Stahl, wie der Begründer der ultrakonservativen, oder Marx, wie der der ultraradikalen Partei. Wie die Truppen sich um Fahnen und Standarten schaaren, denen sie blindlings folgen, so haben wohldisziplinierte politische Parteien ihren Heiligen, dem sie in unbedingter Treue anhängen. Hier ist der Name nicht „Schall und Rauch“, sondern zusammenhaltendes Symbol, Erkennungszeichen der Zusammengehörigkeit; Polarde. Das Personifizierungsbedürfniß, die Fetisch-Schnusucht, der Namen-Kultus, die Heroen-Verehrung sitzen der Menschennatur tiefer im Blut, als die ledigen Vertheidiger der horazischen Kritiker-Maximen „nil admirari“ und „nullius in verba magistri“ sich träumen lassen. Die Menge will bewundern, nachahmen, treu anhängen. Sie zertrümmert immer nur alte Götzen, um neue an die Stelle zu setzen. Wie sie Sitten und Bräuche Jahrhunderte lang unwandelbar folgt, weil sie sich darauf verläßt, daß ihre Vorfahren die Nützlichkeit dieser Sitten und Bräuche schon durchdacht haben werden, so folgt sie aus Bequemlichkeit gern irgend einer fertigen politischen Doktrin, lieber noch einem zum festen Schlagwort verdichteten Parteiideal, am Allerliebsten aber einem „representative Man“, einer gewaltigen, führenden, zwingenden Persönlichkeit.

Eine solche zwingende Persönlichkeit besaß die Sozialdemokratie einst in Karl Marx. Durch das verblüffende Maß seines Wissens und die ätzende Schärfe seiner Dialektik, vor Allem aber durch das überzeugende Pathos einer hochgestimmten, redlich ringenden, in ihrem innersten Kern unantastbaren Apostelnatur nöthigte er auch dem wissenschaftlichen Gegner Achtung nicht nur, sondern geradezu Bewunderung ab. Marx überwältigte die deutschen Katheder. Unter Führung Schmollers und Wagners erklärte der deutsche Kathedersozialismus einstimmig, man habe es mit einem ebenbürtigen wissenschaftlichen Gegner zu thun, den man widerlegen wüßte, aber nicht ignoriren dürfe. Eine weitfichtige Marx-Literatur entstand, die sich mit Marx polemisch auseinandersetzte, aber seine Originalität anerkannte. Da kam (1886) die wissenschaftliche Opposition gegen die Originalität von Marx auf der einen, gegen die Giltigkeit seiner Thesen auf der anderen Seite: aus Oesterreich. Im Jahr 1886 erschien Anton Mengers „Recht auf den vollen Arbeitsertrag“, worin auf Grund eingehender Studien über den älteren englischen Sozialismus die Behauptung aufgestellt wird, die wesentlichsten Gedanken von Marx seien schon bei den älteren englischen Sozialisten Hall, Thompson und

Godwin zu finden. Dieser Nachweis wurde vielfach für gelungen erachtet, bis jüngst August Oden in Bern in Bezug auf William Thompson zeigte, daß Wenger zu Unrecht gegen Marx den Vorwurf erhoben habe, die grundlegenden Theorien von Thompson entlehnt zu haben, ohne seine Quelle zu nennen.

In anderer Richtung ist ein zweiter Oesterreicher, Julius Wolf, damals in Zürich, jetzt in Breslau, gegen die wissenschaftliche Position von Marx aufgetreten. Im Jahr 1892 veröffentlichte Wolf sein Buch über „Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung.“ An der Hand der Konsum-, Armen-, Bettler-, Kriminal und Einkommens-Statistik, der Sparkasseneinlagen, der Erbschaftsteuer und der Sterblichkeitstatistik suchte Wolf mit anerkennenswerthem Wagemuth die zum Dogma verhärtete Lehre von der Proletarisirung des Mittelstandes zu erschüttern. Die Thatfachen haben die Position Wolfs gegen Marx gestützt. Die französischen und englischen Einkommensteuerstatistiken der letzten Jahre ergaben das selbe Bild, das Wolf auf Grund der sächsischen, preussischen und zürcher Einkommensteuerstatistik entworfen hatte: das Anwachsen und nicht die Zerreibung des Mittelstandes. Der revisionistische Sozialismus, besonders Eduard Bernstein, erkannte in ehrlichen Worten an, daß die „Verleumdungstheorie“ von Marx nicht mehr zu halten sei. Zwei der werthvollsten Paradesstücke der sozialistischen Propaganda, das schon von Marx angefochtene „Ehernes Lohngesetz“ Lassalles, und die „Verleumdungstheorie“ von Marx, wandelten in die Rumpelkammer verschliffener politischer Schlagwörter. Dann kamen die dialektische Methode, die materialistische Metaphysik, die Werththeorie, insbesondere die Mehrwerththeorie, endlich die materialistische Geschichtsauffassung an die Reihe. Aus dem Prachtbau der politischen Architektur Marxs verschwand eine Säule nach der anderen. Die revisionistische Kritik der Jungsozialisten ging den Fundamenten des Marxismus prüfend nach und Alles, was geborsten oder schadhast schien, wurde unbarmherzig entfernt. Und da stellte sich denn sehr bald heraus, daß gerade die theoretischen Fundamente, auf denen der imposante Bau ruhte, bedenklich erschüttert waren.

In der höchsten Noth erschien der Retter. Anton Wengers „Neue Staatslehre“, im Herbst 1902 ausgegeben, errichtete in aller Stille einen sozialistischen Neubau. Der scharfe Kritiker, der Marx einst an den Pranger gestellt hatte, arbeitete seit Jahren in der Klausur einer sorgfältig gesammelten und gewissenhaft verarbeiteten sozialistischen Privatbibliothek unverdrossen an einem System des Sozialismus. Man wußte längst, daß Anton Wenger mit sozialistischem Del gelobt ist; hatte er doch in seiner Schrift „Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen“ Gedanken entwickelt, die in der sozialisirenden Tendenz des Bürgerlichen Gesetzbuches im Deutschen Reich ihren Niederschlag gefunden haben. Man hielt den vorgeschrittensten

edersozialisten,
nicht für einen
Erstaunen in
Menger jetzt
lung, sondern
dass er sorben
sgegeben hat.

lehnt. Mag
doch wohllich
t, die Lächer
möglich haufen
t den Troden-
von dem das
Neuerung von
Radikalismus
theismus und
hengläubigen.
daran, daß er
ogma. Was
n, die Ortho-
olitisch allein-
nur antastet,
?

Staatslehre".
egen — Karl
preisgegeben.
tstaates ver-
t ganzes ver-
konomischer
ieglich wirth-
„trotz ihrem
lich in einen
deshalb den
artige geistige
auf die wirth-
ahren. Mit
ichte und die
ärungprinzip
bloße Folge-

der berühmten drei Brüder Menger bis dahin für einen Kath
im besten Fall für einen Vertreter des Rechtssozialismus, aber
entschiedenen Sozialdemokraten, als den er sich zu allgemeinem
seiner „Neuen Staatslehre“ entpuppt. Und daß es sich bei
nicht um ein gelehrtes Buch, um eine rein wissenschaftliche Lei-
um eine agitatorische Schrift handelt, beweist der Umstand,
seine „Neue Staatslehre“ in einer billigen Volksausgabe heraus-
Er will nicht nur belehren: er will wirken.

Die offizielle Sozialdemokratie hat den neuen Apostel ab-
Marxens Bau immerhin Risse und Spalten zeigen: man ist
eingrichtet. Die Lücken der Theorie sind nothdürftig geklop-
geschickt verkleistert, so daß man im alten Heim immer noch be-
kann, ohne sich der Gefahr auszusetzen, in Mengers Neubau nur
wohner zu spielen. Das Beharrungsgesetz in der Natur, die
politische Trägheitgesetz nur einen Spezialfall bildet, ist jeder
vorn herein abhold. Und so kommt es, daß auch der äußerste
sehr bald die Tendenz zeigt, zur Orthodoxie zu erstarren. Wie
Nihilismus haben so gut ihre Fanatiker wie die blindesten Kir-
Selbst der rüdeste Skeptizismus, der an Allem zweifelt, auch
zweifelt, gerinnt mit der Zeit zum erkenntnistheoretischen D-
Wunder also, wenn die Zionswächter des theoretisch Bestehenden
boxen des Marxismus Jeden zum Tempel hinansjagen, der die p-
seligmachende Formel des unfehlbaren Sozialpapstes nicht
sondern sogar sich erdreistet, eine neue Heilswahrheit zu künden

Um nichts Geringeres handelt es sich in der „Neuen
Sie giebt ein System des Sozialismus ohne — richtiger sogar: g
Marx. Die materialistische Geschichtsauffassung wird rückhaltlos
Sie könnte „für die Entwicklung des volksthümlichen Arbe-
hängigsvoll werden“. Haben die Nationen erst angefangen, in
gangenes Handeln mit Marx lediglich als Folgeerscheinungen
Triebfedern zu betrachten und sich auch für die Zukunft aussch-
schaftliche Ziele zu setzen, so könnte die soziale Bewegung,
ungeheuren Aufwand von geistigen und physischen Kräften, schlie-
armfälligen Mast- und Futterstaat ausmünden“. „Nichts thut
Thatfachen mehr Gewalt an, als dies innerlich so ungleich
Leben und seine Umgestaltungen auf eine einzige Ursache, etwa
schaftlichen und technologischen Verhältnisse (Marx) zurückzuf-
dem gleichen Rechte könnte man den Verlauf der Menschenge-
astronomischen und geologischen Veränderungen dem selben Er-
unterwerfen“. Familie, Religion und Staat dürfen nicht als

erscheinungen der wirthschaftlichen Verhältnisse hingestellt werden. Die Religion habe bei allen Völkern in ihren älteren Epochen eine entscheidende Stellung eingenommen; „und selbst heute beeinflusst der Staat die Volkswirtschaft ungleich mehr als umgekehrt“. Wenn also Marx und Engels, mehr noch der Marxismus, auch das religiöse Leben als eine bloße Konsequenz der wirthschaftlichen Verhältnisse betrachten, so streifen solche Ansichten „hart an das Gebiet der Lächerlichkeit“. Selbst die Schlüsselfätze der „Neuen Staatslehre“ sind offenbar gegen Marx gerichtet: freilich genügt zu diesem Zweck nicht, einige von den älteren englischen und französischen Sozialisten aufgefundenen ökonomischen Lehrsätze in neuer Form zu wiederholen; vielmehr muß das ganze Gebiet des geistigen Lebens: die Philosophie, das Recht, die Moral, die Kunst und die Literatur mit sozialistischem Geist erfüllt werden.

Danach kennzeichnet sich der „volkstümliche Arbeitsstaat“ Mengers — um ein napoleonisches Wort von verächtlichem Weigeschmack zu gebrauchen — als Ideologie. Und Menger kann es Marx nicht verzeihen, daß er als Volksführer die „ideologischen“ Faktoren mit galligstem Spott abthut, um sie als bloße Folgererscheinungen der wirthschaftlichen und technologischen Verhältnisse zu betrachten. Die neue Wendung, die Menger der sozialistischen Theorie gegeben hat, läßt sich kurz so zusammenfassen: Los vom Materialismus und zurück zu den ideologischen Faktoren! Die revisionistische Kritik (Konrad Schmidt, Bernstein, Voltmann) hat diese Rückbildung zum Idealismus unter neufantischer Flagge längst vorbereitet. Aber erst Mengers Staatslehre stellt sich entschlossen auf den Boden der von Marx mißachteten ideologischen Faktoren und konstruirt von hier aus jenen „volkstümlichen Arbeitsstaat“, der vielleicht einmal zum Grundbuch des rechten, antirevolutionären Flügels der sozialdemokratischen Partei erhoben wird. Dieser „volkstümliche Arbeitsstaat“ hat May für das Privateigenthum an verbrauchbaren Sachen, da er nur die benutzbaren Sachen und Produktionsmittel in Staatseigenthum überführt. Er hebt das Privatrecht nicht ganz auf, sondern schränkt es im Sinn der wirthschaftlichen Umformung auf das Nothwendigste ein. Eben so wenig wird das Erbrecht ganz abgeschafft; ihm wird nur ein streng demokratischer Charakter verliehen; ferner wird die gesetzliche Erbfolge auf Kinder, Eltern und Geschwister eingeschränkt; „darüber hinaus erbt der Staat oder der staatliche Verband“. Die Ehe bleibt in ihrer monogamischen Form unangefastet. Freie Liebe, Staatshehe und Vielehe werden aus Nützlichkeitserwägungen ausdrücklich verworfen, Erhaltung- und Erziehungspflicht der Eltern gegen die Kinder werden anerkannt: die Alimentationspflicht unehelichen Kindern gegenüber wird schärfer umgrenzt als im heutigen individualistischen Staat. Strafrecht und Prozeßrecht werden auf das in einem „volkstümlichen Arbeitsstaat“ erforderliche Maß zurückgeführt. Von den Staatsformen werden Monarchie

und Republik als ebenbürtig anerkannt. Menger läßt durchblicken, daß die sozialistischen romanischen Völker wohl zur republikanischen Staatsform übergehen werden, die germanischen Völker aber die Monarchie beibehalten dürften. Hier wird „die Monarchie auch nach Einführung der neuen Gesellschaftsordnung noch auf längere Zeit, vielleicht sogar auf unbestimmte Dauer gesichert bleiben“. Die durchgehende historische Parallele Mengers ist die Einführung des Christenthumes durch Kaiser Konstantin. Wie diese zentrale Persönlichkeit der Weltgeschichte dem „Zankduell“ dreier Jahrhunderte zwischen Christen und Heiden ein entscheidendes Ende bereitet hat, so sei es denkbar, daß ein künftiger Konstantin den Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit durch die Zwangseseinführung des „volkstümlichen Arbeitsstaates“ . . . für immer ausgleichen werde. Von den „gesetzgebenden Gewalten“ läßt Menger das parlamentarische Regierungssystem, ferner das Zweikammersystem bestehen; doch sollen auch die hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft, Kunst und Literatur durch Wahl oder Ernennung in die erste Kammer kommen. Daneben empfiehlt er das Referendum, das er sogar in einer monarchischen Staatsform — einer solchen wenigstens, wie sie ihm allein noch für die Zukunft möglich scheint — für durchführbar hält.

Dem Gemeindefozialismus wird kräftig das Wort geredet. Die vollziehende Gewalt im volkstümlichen Arbeitsstaat zerfällt in Ordnung- und Wirthschaftsbehörden. Eben so werden Gerichte und Verwaltungorgane in Ordnung- und Wirthschaftsbehörden umgewandelt. Menger weiß sich — gestützt auf die Analogie der großen französischen Revolution — von demokratisch philanthropischen Ueberchwänglichkeiten frei. „Kein volkstümliches Vorurtheil darf deshalb die Nachhaber der neuen Staatsordnung davon abhalten, durch neue zweckmäßige Organisation der Staatsbehörden für eine starke Regierung Sorge zu tragen.“

Religion ist nicht Privatsache. Im volkstümlichen Arbeitsstaat wird die Religion eine ungleich geringere Rolle spielen als heute, aber ganz ohne Religion wird auch er nicht auskommen. „Physische und moralische Uebel werden immer bestehen und in frommen Gemüthern das religiöse Bedürfnis hervorrufen.“ Deshalb wird auch Mengers Staat den Religionsgenossenschaften „die zu ihrem Kultus nothwendigen Sachgüter und Dienstleistungen zuweisen; er hat aber auch dafür das Recht, sie zu organisiren und zu beeinflussen.“

Ein radikaler Einschnitt erfolgt in den Studienplan des volkstümlichen Arbeitsstaates. Das Studium der Antike wird erbarmungslos gestrichen. Wer die Schule hat, ist im Besitz der Macht. Menger sagt nicht nur mit Bacon: Wissen ist Macht, sondern sogar: Macht ist Wissenschaft. Er exemplifizirt an Deutschland und England. In der deutschen Wissenschaft ist die Gottheit weniger geschützt als der König, in England ist ein Angriff

auf die Gottheit viel gefährlicher als einer auf den König. Die Gelehrten begehen sicher keinen bewußten Treubruch an der Wahrheit; aber „dauernde Machtverhältnisse schaffen eine geistige Atmosphäre, der sich die Einzelnen nicht leicht entziehen können. Deshalb kann man mit gutem Grunde behaupten: für wen die Gelehrten schreiben und die Gerichte sprechen: Das ist der Mächtigste im Land.“

Wenger ist weder Anhänger des internationalen noch Vertreter des revolutionären Sozialismus. Der genossenschaftliche Sozialismus, dem Fourier und Owen, Blanc und Lassalle anhängen, ist in den zahlreichen Experimenten des neunzehnten Jahrhunderts „ohne Ausnahme mißlungen.“ Der revolutionäre Sozialismus von Marx und Engels ist nach Wenger nicht nur unzweckmäßig, sondern geradezu unmöglich. Die neue soziale Ordnung wird vielmehr — ähnlich wie die des Christenthumes — nicht als ein Prozeß von Jahren oder Jahrzehnten, sondern als ein solcher von Jahrhunderten angesehen (man denke an Lassalle und Robbertus). Der erste positive Schritt zum volksthümlichen Arbeitsstaat ist die Einlösung des Großbesitzes durch die Staatsgewalt. Nicht um Konfiskation, sondern um Ablösung des Großbesitzes handelt es sich bei Wenger. Diese Ablösung hätte sich aber nicht auf den Großbesitz allein zu beschränken, sondern auch auf Industrie-, Handels-, Haus- und Papierbesitz zu erstrecken. Der Mittel- und Kleinbesitz würde zunächst in den Formen des Privatrechtes fortbestehen. Aber ähnlich wie im Mittelalter das Allodialsystem allmählich von der feudalen Ordnung scheidlich, friedlich abgelöst wurde, so müßte dereinst die sozialistische Wirtschaftsordnung die herrschende individualistische erzeugen. Ist durch Ablösung des Großbesitzes der erste Schritt geschehen, so wird sich die Durchführung des volksthümlichen Arbeitsstaates rascher vollziehen als der weltgeschichtliche Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum.

Darf man Wenger nach Alledem zu jenen Halbsozialisten werfen, die er selbst oft mit grimmem Spott abfertigt? Die offizielle Parteiparole der Sozialdemokratie lautet: Wenger ist ein Halbsozialist! Die Halbsozialisten aber, die auf dem Boden des von mir so genannten Rechtssozialismus stehen, rufen den Marxisten entgegen: Wenger ist Vollsozialist! Nur ist er kein materialistischer Vollsozialist marxischer Färbung, sondern ideologischer Vollsozialist nach älterem französisch-englischem Muster.

An Auseinandersetzungen mit Wenger fehlt es nicht. Die sozialdemokratischen Parteiorgane insbesondere haben das Werk als sozialistische Ideologie mit wohlwollender Herablassung begrüßt, aber nicht in den Kanon ihrer politischen Evangelienammlung aufgenommen. Der Rechtssozialismus, der die Ueberführung des heutigen individualistischen Staates in den künftigen sozialistischen durch beharrlichen Ausbau des sozialen Rechtes anstrebt,

hat zu Mengers Werk noch nicht Stellung genommen. Und da es auf den ersten Blick den Anschein gewinnen könnte, als sei Menger dem Rechtssozialismus und nicht dem Vollsozialismus beizuzählen, soll hier auf die Trennungslinien zwischen dem Rechtssozialismus und Mengers „Neuer Staatslehre“ deutlich hingewiesen werden.

Der Rechtssozialismus vermag sich weder das Prinzip noch viel weniger das Tempo des volksthümlichen Arbeitsstaates anzueignen. Ein paar Worte pro domo zunächst, zur Rechtfertigung des Ausdruckes „Rechtssozialismus“. Im Jahr 1897 habe ich in meiner „Soziale Frage im Lichte der Philosophie“, ferner in dem Buch „An der Wende des Jahrhunderts. Versuch einer Kulturphilosophie“ (1899), endlich in einem jüngst erschienenen Werk „Der Sinn des Daseins. Streifzüge eines Optimisten durch die Philosophie der Gegenwart“ (1904) den Standpunkt des Rechtssozialismus zu vertreten gesucht. Danach sehen wir im Recht ein Erziehungssystem für Erwachsene. Gewiß schaffen die Gesetze keine Weltanschauung, sondern geben ihnen nur Ausdruck. Zunächst muß sich eine soziale Weltanschauung bilden, deren Niederschlag das sozialistische Recht sein wird. Das sozialisierte Recht erweist sich dann als Sozialpädagogik für Erwachsene, sofern es den ökonomischen Individualismus abdämmt und dessen Wurzeln abgräbt. Hat das römische Recht das egoistische Individuum geradezu gezüchtet, so wird der Rechtssozialismus einen höheren Typus Mensch, den Sozialmenschen, durch seine Institutionen erziehen. Durch soziale Notlagebildung vermögen wir den Willen der kommenden Geschlechter zu bilden. Die in ein sozialisiertes Milieu hineingeborenen Nachkommen werden es unvergleichlich leichter haben, die Niedrigzwangung ihrer natürlichen Individualinteressen durch Selbstzucht herbeizuführen, als wir heute Lebenden. Schaffen wir daher ein sozialisiertes Milieu: dann wird sich aus dem heutigen Roth- und Zwangsstaat der künftige soziale Kulturstaat von selbst herauschälen. Wir Evolutionisten und sozialen Optimisten glauben eben an eine Vervollkommnungsfähigkeit der menschlichen Natur. Deshalb halten wir den vollkommen solidarisierten Sozialstaat der Zukunft im Prinzip für möglich; aber erst müssen die Menschen sozial erzogen werden. Wir Kinder des individualistischen Staates sind kein Material für einen sozialistischen Staat. Aber wir fühlen, daß einem solchen Staate die Zukunft gehört. Darum wollen wir die Nachwachsenden durch bewußte und unbeeirrbare Fortführung der sozialen Gesetzgebung zu solidarisch empfindenden Menschen erziehen, die für den Sozialstaat dann sittlich reif sein werden.

Menger dagegen ist Gewaltrechtstheoretiker, wie Thukydides, die Sophisten, Epikur, Machiavelli, Hobbes, Epiroza und Haller. Jeder Staat entspringt aus Machtverhältnissen und nur aus diesen. Die überlieferten Machtverhältnisse gegen innere und äußere Feinde zu schützen, ist nach ihm das Ziel

aller Staatsthätigkeit in einem Rechtsstaat. Nur werden in seinem volksthümlichen Arbeitsstaat die Kulturaufgaben die Hauptrolle, die Rechtsfragen eine untergeordnete Nebenrolle spielen. Aber auch dieser Staat wird, wie die heutige Rechtsordnung, auf den Egoismus gebaut sein müssen. Der „Egoismus wird immer die vornehmste aller Triebfedern menschlichen Handelns bleiben“. „Ueberhaupt wäre es ein verhängnisvoller Irrthum, wenn man annehmen wollte, daß selbst der gewaltigste Umsturz der staatlichen Ordnungen die Grundtriebe der Menschennatur wesentlich verändern könnte“. Deshalb müsse der sozialistische Staat weniger auf Aufopferung und Brüderlichkeit als auf eine vernünftige Ausgleichung der Interessen gestellt sein.

Hier gehen wir nicht mit. Wir Evolutionisten bestreiten, wie die Unveränderlichkeit der Arten, so die Stabilität der Instinkte. In unseren Augen fließt Alles, auch die menschliche Gattungsnatur. Der Barbar hat andere Instinkte als der Proanthropos und der Kulturmensch andere als der Barbar. Instinkte sind, mit Hering zu sprechen, aufgespeicherte Gattungserfahrungen. Lasset die Menschen als Raubthiere in anthropophagem Zustande leben, so werden sich ihre vererbten Gattungserfahrungen zu Raubthierinstinkten verdichten. Lasset die Menschen Generationen lang unter der Herrschaft sozialisierter Institutionen leben, so werden sich in ihnen solidarische Gattungserfahrungen ansammeln, die sie — verschärft und verfeinert — ihren Nachkommen als durchdachte Probleme der Vorzeit anzüchten. Der Staat ist stets Das, was die Menschen wollen, daß er sei, sagt Ferdinand Tönnies. Wer den Glauben an die Verbesserungsfähigkeit der Menschennatur preisgegeben hat, Der ist und bleibt soziologischer Utopist, wenn er sich dem Wahne hingiebt, Staaten künstlich und vorzeitig, gleichsam auf Verabredung und nach Studirstuben-Rezepten, anfertigen zu können. Staaten wachsen aus sozialpsychischen Nothwendigkeiten heraus, aber man macht sie nicht auf Bestellung.

Wie wenig Menger seiner eigenen Forderung von der Unveränderlichkeit der egoischen Grundnatur des Menschen treu geblieben ist, ersieht man aus seinen allgemeinen Grundsätzen für die Einführung des volksthümlichen Arbeitsstaates. Hier werden politische Revolutionen als „Schaum auf dem Strome des Völklerlebens“ abgelehnt. Dagegen setzt die Einführung seines volksthümlichen Arbeitsstaates eine völlige Umbildung alles Thuns und Lassens seiner Staatsgenossen voraus, eine sittliche Wiedergeburt, die ich zwar für möglich halte, die aber jedenfalls nur das Ergebnis einer langen Völkerverziehung sein kann. „Eine plötzliche sozialistische Schilderhebung kann ihr Ziel eben so wenig erreichen wie etwa ein Gesetz, daß alle Staatsbürger von einem bestimmten Zeitpunkt an weise und tugendhaft sein sollen.“ Das ist genau der Standpunkt des von mir vertretenen Rechtssozialismus, den Menger im achten Kapitel seines ersten Buches so nachdrücklich bekämpft hat.

Aber auch mit dem Tempo Mengers vermag sich der Rechtssozialismus nicht zu befreunden. Wir sind einig in der Verwerfung des Anarchismus, in der Ueberwindung des individualistischen Staates, in der Betonung der Unentbehrlichkeit des Rechtes und der sittlichen Ordnung, im Urtheil über den Werth und die Haltbarkeit des Privateigenthumes und der heutigen Familienform, in der Erweiterung der Alimentationspflicht gegen uneheliche Kinder und in der Beschränkung des Erbrechtes, obgleich wir in all diesen Fragen maßvollere und langsamere Reformen fordern als Menger. Ueber Menger hinaus verlangen wir eine Antitrustgesetzgebung, eine Mischform von Staats- und Privatbetrieb, wie sie Gierke in seinem „Genossenschaftsrecht“ als geschichtlich wirksam gewesene Phase aufgedeckt hat. Wir verlangen staatliche Regulirung des Genossenschaftswesens und beginnen, wie Menger, mit einem Gemeindefozialismus, der dies Experiment im Kleinen darstellt. Wir fordern Verstaatlichung des gesammten Versicherungswesens. Wir gehen dann über zur staatlichen Beschlagnahme aller noch unentdeckten, besonders der unterirdischen Güterquellen, als da sind: Monopolisirung der Wasserkräfte, Kohlengruben und Bergwerke, endlich ein staatliches Monopol der Erfindungen. Wir erkennen mit Menger an: das Recht auf Existenz, das Recht auf Arbeit, die staatliche Regulirung des Arbeitsnachweises und Arbeitsschutzes; wir fordern endlich mit Menger die Arbeitspflicht jedes Staatsbürgers, einen wissenschaftlich nach Berufen zu fixirenden Normalarbeitsstag, endlich Sozialisirung von Moral und Religion, von Wissenschaft, Kunst und Erziehung. Was uns Rechtssozialisten von den Vollsozialisten trennt, möchte ich so bezeichnen: die Sozialdemokraten verlangen die Aufhebung, wir den Ausbau des heutigen Staates mit Hilfe eines sozialen Rechtes. Sie fordern die Aufhebung des Privateigenthumes an den Produktionsmitteln und Abschaffung der Lohnarbeit, während wir eine Mischform von Staats- und Privatwirtschaft anstreben, die sich im Rahmen des heutigen Staates nach und nach ermöglichen läßt, ohne explosive Gewaltthaten heraufzubeschwören. Auch wir glauben an den sozialen Fortschritt, aber nach der Formel: *Natura non facit saltus, ne mens quidem*. Revolutionen sind soziale Katastrophen, die uns zurückwerfen, statt uns vorwärts zu schieben. Wir wollen unbeirrt, unverdroffen an der Sozialisirung des Menschengeschlechtes arbeiten, um die kommenden Geschlechter für den Sozialstaat heranreifen zu sehen. Deshalb verwerfen wir den Galoppstreck Mengers. Gerade weil wir die Freiheit über Alles lieben, verabscheuen wir die Zügellosigkeit, und weil wir die Gleichheit vor dem Gesetz als den tiefsten Sinn der Geschichte erfassen, bekämpfen wir mit allem Nachdruck jede Abbiegung, jede Abirrung, jede Gewaltthat, die uns auf dem Umwege eines berauschenden Augenblickserfolges der Revolution, dem Absolutismus und der Reaction unaufhaltsam entgegentreiben.

Und doch begräßen auch wir Rechtssozialisten Mengers „Neue Staatslehre“ mit großer Wärme. Wir sehen darin den Versuch eines ernstern, juristisch geschulten Denkers, für den Sozialstaat der Zukunft ein Rechtssystem vorzubereiten und wissenschaftlich auszugestalten. Wir differenzierte Kulturmenschen können ohne jene generelle Regelung unserer Beziehungen, wie sie der Staat festsetzt, keinen Tag neben einander leben, aber ohne Recht keine Minute. Sollte nun, allen Ermahnungen der Einächtigen zum Trotz, die ja sämmtlich vom Revolutionismus zum Evolutionismus übergegangen sind, über Nacht, aus unvorhergesehener Veranlassung, eine soziale Katastrophe entstehen, ein Weltbrand ausbrechen und der soziale Staat vorzeitig und verfrüht sich konstituiren, so findet er in Mengers Rechtssystem, im Barackenbau des Juristen, wenigstens vorläufigen Unterschlupf.

Bern.

Professor Dr. Ludwig Stein.



Historische Ideenlehre.

Sehr geehrter Herr Harden!

Primitive Völkerschaften hatten den Brauch und haben ihn vielfach noch: den Fremden, den sie auf offener Straße trafen, niederzuschlagen, dem aber, der Aufnahme suchend ihre Hütte, ihr Zelt betreten hat, Gastfreundschaft zu gewähren. Sollte es Dir, so dachte ich, mit einer Anfrage, ob Du in der „Zukunft“ Unterkunft finden könntest, etwa ähnlich ergehen, — solltest Du mit Deiner Anfrage niedergeschlagen werden? Denn Du bist im Zelte der Zukunft ein Fremdling. Kurz entschlossen, eile ich herbei, schlage das Zeltlaken zurück und werfe mich neben dem Herrn des Zeltes auf die Lagerdecken.

Erstaunt sehen Sie mich an; vermuthlich unwillig. Wer bist Du, Fremdling, und was ist Dein Begehrt? Oder sind Sie unwillig wegen meiner Besorgniß, ich könnte von Ihnen niedergeschlagen werden? Aber ich habe da kürzlich eine böse Erfahrung gemacht. Mit einem anderen Zelte. Da belehrte Einer das laufende Volk, ich, Typus des bis ins Krankhafte gesteigerten Selbstbewußtseins des Evolutionismus, leidend an Mangel an positiven Kenntnissen, käme in unselbständiger und kritikloser Weise die (noch dazu ganz verkehrten) Ansichten eines bekannten Autors wieder (noch dazu meist, ohne ihren Ursprung anzugeben), und was ich darum herum thue, sei ein dürftiges, triviales, geschraubt prezioses Gerede, dazu bestimmt, über den Mangel an eigenen Gedanken hinwegzutäuschen, geschmückt mit ganzen Weichselzöpfen von Unrichtigkeiten, Mißverständnissen und Unüberlegtheiten. Finden Sie es hübsch, so Etwas von sich gesagt zu hören? Ich nicht. Finden Sie es richtig? Darüber können Sie kein Urtheil abgeben, weil Sie das Buch, auf das sich diese liebevolle Kritik bezieht, nicht kennen. Ich kann auch kein entscheidendes Urtheil darüber abgeben, weil

ich das Buch selbst geschrieben habe. Aber natürlich darf sich der also an den Pranger Gestellte verteidigen und natürlich in dem selben Zeit, vor dem selben Publikum, in und vor dem in seiner Abwesenheit also über ihn geurtheilt worden ist. Das um so mehr, als damit nicht etwa nur ihm, sondern der Sache gebient ist, die dem Beurtheiler sowohl als dem Zeiteigentümer doch immerhin wichtig genug erscheinen muß, wenn sich der Eine die Mühe giebt, sie so genau „unter die kritische Lupe zu nehmen“, und am Schluß bedauert, abbrechen zu müssen, obgleich es ihn reizte, weiter ins Detail einzugehen, und der Andere ihm Gehör verschafft. Doch welcher Mangel an positiven zeitgeschichtlichen Kenntnissen oder welche Kränklichkeit des Selbstbewußtseins, wenn ich also dachte! Meinem Beurtheiler allerdings wurde genügende Zeit gelassen, mich anzugreifen; ich aber durfte darauf keinen Anspruch erheben (also Kränklichkeit des Selbstbewußtseins). Zu einer gründlichen Widerlegung bedurfte ich mindestens der selben Zeit wie mein Beurtheiler; allein: unmöglich, ganz unmöglich, so beschied mich der Zeiteigentümer; ich kann Ihnen höchstens eine, vielleicht zwei, auch drei Minuten Zeit lassen; mehr verbietet mir meine „redactionelle Pflicht“ (also Mangel an positiven zeitgeschichtlichen Kenntnissen); und schließlich „verzichtete“ er überhaupt auf meine Bertheidigung.

Da bin ich nun bei Ihnen eingebrochen; der Zeiteigentümer giebt mir Obdach; aber ich soll ihm dafür wenigstens Etwas erzählen.

Wovon hörte und hört man wohl bei primitiven Völkern am Liebsten den fremden Gast erzählen? Von Stich und Dieb, von Kampf und Feinde. Davon will auch ich erzählen. Uns ist in alten maoren wunders vil geseit, in alten Mären aus dem alten Jahrhundert, wenn auch aus seinem letzten Jahrzehnt: von denen alten und neuen Historijs, und wie sie hart mit einander stritten. Von Helden jener Kämpfe will ich erzählen: der küono rocko aber, von dem insbesondere die Rede sein soll, ist Felig Nachsahl von Ednigsberg. Also: Wie Herr Felig Nachsahl Bücher kritisiert und was er unter Wissenschaft versteht.

Ich habe ein Buch geschrieben mit dem Titel: „Die historische Ideenlehre in Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte der Geisteswissenschaften, vornehmlich der Geschichtswissenschaft und ihrer Methoden im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert.“*) Nachsahl hat es kritisiert.**) Ich muß Ihnen allerdings beschämt gestehen, daß ich eigentlich gar nicht die Berechtigung besaß, es zu schreiben. Nachsahl hat's gesagt. Weil ich noch kein Geschichtswerk veröffentlicht habe. Sie meinen, die Geschichte der Wissenschaften und ihrer Methoden gehöre doch auch zur Geschichte? Ja, so gewissermaßen; aber doch nicht so zur richtigen Geschichte, wissen Sie, wo von Königen und Prinzen und von Geld- und Naturalwirtschaft die Rede ist. Sie wollen weiter sagen, man könnte so manchen bekannten Namen nennen, dessen Träger auf erkenntnistheoretischem, methodologischem Gebiete thätig gewesen sei, ohne . . . Lassen Sie Das, bitte; Sie kommen in den Verdacht, mich in meinem sündhaften Selbstbewußtsein zu bestärken.

Nachsahls Kritik ist überschrieben: „Populäre und eminente Geschichte.“ Die eminente Geschichte! Wir populären Historiker! Ich habe herzlich über die

*) Berlin 1902. Gärtners Verlagshandlung, Hermann Hergfelder.

**) Zeitschrift für Sozialwissenschaft, 1903, Nr. 10.

gespäßigen Ausdrücke lachen müssen. Bei mir kommen sie nicht vor. Ich spreche vom Wissen im populären und eminenten Sinn. Sie müssen mir schon erlauben, daß ich in aller Kürze zu erklären versuche, was ich hiermit sagen will.

Es ist uns nicht Wesen gegeben, sondern es sind uns Beziehungen gegeben. Diese Relationenwelt zeigt sich schon der primitivsten Erfahrung in wesentlichen Stücken als gleichmäßig (Umlauf der Gestirne u. s. w.); wenn es keine Gleichmäßigkeit gäbe, wäre unser Bewußtsein nicht möglich. Alles Wissen besteht so in der Verarbeitung konstanter und variabler Relationen. Das Wissen, das dabei weder auf wissenschaftliche Genauigkeit und Gewißheit ausgeht noch gar auf die Tatsache der Relation reflektiert, habe ich das „populäre“ genannt, so wie man etwa vom naiven Realismus spricht. Alles Wissen, das des Kindes, des gemeinen Mannes, des Historiographen, des Physikers und Logikers, ist einerlei Wesens. Das Wissen des alltäglichen Lebens besteht aber nicht in der Begründung der Systematik, sondern in dem — und zwar nicht wissenschaftlich untersuchten — Wissen einzelner Inhalte; das dagegen des Astronomen, des Psychologen u. s. w. besteht in der wissenschaftlichen Begründung der Systematik, und da sich also hierin die Natur des Wissens am Reinsten zeigt, so habe ich dies das Wissen im „eminenten“ oder „prägnanten“ Sinn genannt. Jeder sieht (und Nachsahl muß es ja zu allererst sehen, nämlich an sich selbst), daß die wissenschaftliche Geschichtsschreibung sich zwischen diesen beiden Extremen befunden habe und befinde: von dem populären Wissen unterscheidet sie sich dadurch, daß sie ihre Inhalte wissenschaftlich sicherstellt, von dem „eminenten“ dadurch, daß sie nicht auf die Begründung der Systematik ausgeht: Das ist es nämlich gerade, was Nachsahl betont. Wohl aber muß man, wenn es sich um die Frage handelt, welcher von beiden Arten das geschichtswissenschaftliche Wissen näher gestanden habe, sagen — da das Attribut der Wissenschaftlichkeit selbstverständlich ist und der Geschichtswissenschaft und Physik gleichmäßig zukommt und es sich folglich nur um das Einzelne und die Systematik handelt —: „Wenn die Absicht nicht über die Darstellung des wissenschaftlich richtiggestellten Einzelnen hinausgeht, so kann man sagen, daß mit wissenschaftlichen Mitteln das Bedürfnis des Wissens befriedigt wird, das wir soeben das populäre genannt haben.“ Ich glaube, mich mit dieser Auffassung der Geschichtswissenschaft in guter Gesellschaft zu befinden; zum Exempel in der Bernheime. Schon für die alltägliche Erfahrung gerät das Gegebene in von einander sich abhebende Einheiten; ich nenne eine solche, die sich uns aufdrängt und noch nicht weiter untersucht ist, einen Komplex (nicht eine Komplexion, wie Nachsahl spitzhafter Weise mehrmals schreibt). In der Geschichte des Denkens tritt eine dreifache Stellung dem Komplex gegenüber hervor. Erstens: man legt ihm einen erzeugenden Wesensgrund unter (metaphysische Komplexanschauung). Zweitens: man sieht von diesem ab und sucht nach der reinen Systematik (Relationssystematik). Drittens: man sieht ebenfalls von ihm ab, hat aber nur die Absicht, den Komplex selbst (wissenschaftlich) möglichst genau festzustellen und anschaulich zu reproduzieren (wissenschaftliche Komplexanschauung). Komplexanschauung und Relationssystematik sind nicht getrennte geschichtswissenschaftliche Gebiete, sondern methodologische Abstraktionen; ein von relationsystematischem Geist erzieltes Geschichtswerk ist damit keine soziologische Abhandlung. Beide sind, indem sie verschiedene

Ziele verfolgen, gleichberechtigt. Beide sind wissenschaftlich, denn auch die Methoden der Feststellung der Richtigkeit des Einzelnen sind wissenschaftliche. Durch das Streben nach der Erhebung des Komplexes zum System wird die dieses Ziel nicht verfolgende Geschichtsschreibung in ihrer Eigenart nicht beeinträchtigt.

Ich weiß nicht, was Sie dazu sagen; ich in meiner krankhaften Selbstüberschätzung bilde mir noch heute ein, damit eine reinliche, klare und ganz und gar einfache Sonderung vorgenommen zu haben, die genau unserer logisch-psychologischen Natur und die genau dem historischen Thatbestand entspricht. Aber Nachsah! Der zeteret: ich spräche von populären Historikern, ich verlangte, daß die „populäre Geschichte“, wie sie Ranke, auf den ich mitleidig herabsehe, geübt habe, ausgerodet und durch eine „eminente Geschichte“ ersetzt werde. Es ist vielfach geklagt worden, daß mein Buch schwere Lecture sei; in so unfähiger Weise ist sein Inhalt wenigstens bis jetzt noch nicht entstellt worden.

Abgesehen von diesen Begriffen, beschäftigt sich die Kritik nur mit dem kleinen Theile meines Buches (das 541 Seiten zählt), der den geschichtswissenschaftlichen Streit der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts darstellt, in dessen Mittelpunkt bekanntlich Lamprecht stand. Darf ich Ihnen zunächst Etwas über die Form dieser Kritik berichten? In aller Kürze; wir sind gleich damit fertig.

Mein Buch will ein „Beitrag zur Geschichte“ u. s. w. sein. Ob in der Geschichte sowohl der Natur- als auch der Geisteswissenschaften, unter diesen auch der Geschichtswissenschaft, die Momente der metaphysischen und wissenschaftlichen Komplexanschauung und der Relationsystematik in ihrer Verschiedenheit, ihrer Aufeinanderfolge im Ganzen und im Einzelnen, ihrer Verbindung, ihrem Verhältniß zu einander von Bedeutung gewesen seien oder nicht: die Antwort darauf ist nicht Ansichtssache, sondern wird von der Geschichte der Wissenschaften selbst gegeben. Für diese Entwicklung ist besonders charakteristisch die Geschichte des Ideenbegriffes. Ob man eine Schrift, die uns die Geschichte eines für eine wissenschaftliche Disziplin wichtigen Begriffes zusammenstellt, für überflüssig und wertlos hält: Das allerdings mag Ansichtssache sein; Sache einer Ansicht, die schließlich von dem Interesse abhängt, das man der Geschichte dieser Disziplin, wie sie sich nun abgespielt hat, entgegenbringt. Nachsah! ist dieser Ansicht; Andere, deren Urtheil mir werthvoller ist, so — ungeachtet seiner abweichenden Meinung über den Einfluß des Positivismus auf die deutsche Ideenlehre im Allgemeinen und die Lamprechts im Besonderen — Bernheim, scheinen darüber anderer Meinung zu sein. Jedenfalls gab es ein Buch, das diese Uebersicht bot, bisher noch nicht. Natürlich muß in den einzelnen Fällen eine mehr oder weniger große Zahl von Schriften zu Grunde liegen, deren bezüglichen Hauptinhalt die Darstellung zusammenzufassen hat; es ist eine Gepflogenheit, die nicht nur mir eigenthümlich ist, solche Darstellungen nicht mit einem Uebermaß von Citaten zu belasten, auch nicht fortlaufend im Konjunktiv zu schreiben, sondern die verschiedenen Ansichten einfach hinzustellen, eben so, wie man auch die eigenen aussprechen würde. Was auf Rechnung des Besprochenen, was auf die des Besprechenden kommt, geht dabei aus dem Zusammenhang unzweifelhaft hervor.

Aber Nachsah! Der bedient sich hier einer Palette, auf der wir drei Mischfarben unterscheiden können. Erstens: Sätze, Beweise, die hier gleichsam in einem methodengeschichtlichen Naturalienkabinet zur Schau gestellt sind, werden

als von mir stammend behandelt und angegriffen. Sehr erstaunlich, nicht wahr? Da man vermuthen sollte, daß der geschichtswissenschaftliche Streit Rachfahl, der doch lebhaft genug dabei engagirt war, genug Gelegenheit geboten haben müßte, mit Vamprechts Gedankengängen bekannt zu werden. Der zwölfte Abschnitt meines Buches, der nicht ganz drei Seiten lang ist, beginnt mit den Worten: „Der Gedankengang, in dem Vamprecht . . ., ist der folgende;“ enthält die Wendungen: „Die Ideenlehre, sagt er . . ., Vamprecht stellt deshalb erstens fest . . ., er stellt zweitens fest“; neun in Anführungszeichen gesetzte Stellen und Wörter und drei Anmerkungen mit Angabe der Originalstellen. Aber Rachfahl? Der nimmt ein Stück daraus, das er einen ganzen Weichselkopf von Unrichtigkeiten, Mißverständnissen und Unüberlegtheiten nennt, und schreibt es mir zu. Ich will Rachfahl nicht Unrecht thun. An einigen Stellen erkennt er den „Gedankeninhalt“, ja, selbst den „Wortlaut“ des verhassten Gegners. Doch um so schlimmer für mich! Ich schreibe die Geschichte der Polemik zwischen Rachfahl und Vamprecht, gebe Beide Ansichten, Gründe und Gegengründe an. Aber Rachfahl? Der bemerkt dazu — aber lachen Sie nicht —: „In einer Polemik gegen mich bemüht sich Goldfriedrich, diese These zu vertheidigen; die Argumente, die er beibringt, sind nach Gedankeninhalt und selbst [also ganz besonders gravirend] heilweise dem Wortlaute nach aus Vamprechts verschiedenen Schriften entnommen.“ Wenn man nicht merkt, daß Vamprecht spricht, spreche ich; und wenn man merkt, daß Vamprecht spricht, spreche ich erst recht. Ich muß mich in einem Brief mit diesem Beispiel begnügen.

Die dritte Mißfarbe zeigt eine ganz besondere Ungenirttheit. Hier werde ich für Stellen abgestraft, die sogar zufällig direkt mit einem Verweis versehen sind. So heißt es: „Sehen wir nun einmal zu, wie sich Goldfriedrich mit seinen ‚Untersuchungszwecken‘ abfindet . . . Goldfriedrich giebt zu, daß ‚die Lücke‘ . . . bestehen bleibe. Er merzt sie jedoch s-fort wieder aus, indem er fortfährt: „ . . . Der Beweis dafür ist der, daß . . . die Reihenfolge der Kulturzeitalter . . . in gleicher Aufeinanderfolge wiederkehren . . . müssen . . . Innerhalb der selben Nation geht eine Stufe aus der anderen hervor.“ Hinter diesem letzten Wort steht bei mir ein Verweis und unten ist zu lesen: „Vamprecht, Eine Wendung im geschichtswissenschaftlichen Streit, ‚Zukunft‘, Bd. 18, 1897, I, S. 23 ff.“ Die Kritik unterbrückt ihn und fährt fort: „Reicht genug hat Goldfriedrich es sich mit seinem ‚Beweis‘ gemacht.“

Schade: ich wollte Rachfahl bitten, von dieser Art der Kritik künftig doch lieber keinen Gebrauch mehr machen zu wollen. Ich bezeuge gern, daß mir seine Kritik im Ganzen und in so manchen Einzelheiten im Besonderen außerordentliches Vergnügen bereitet hat; aber dieses kritische Verstockspiel wirkt verstimmend und so bin ich an diesen Stellen nicht zum rechten Genuß gekommen. Nun muß ich mir diese Bitte ver sagen. Oder bin ich zu empfindlich? Widerspricht diese Manier vielleicht gar nicht der Gründlichkeit und Sauberkeit wissenschaftlicher Kritik? Doch Das betrifft lediglich die Form. Nun zum Inhalt.

Rachfahl hält die vorhin b-sprochenen Begriffe für ein mehr oder weniger mittelbares Erzeugniß Vamprechts. Eine unzweifelhafte Ehre für mich; eine zweifelhafte für Vamprecht, ein so minderwertiges Buch durch den „Einfluß seines Vorganges“ ins Leben gerufen zu haben. Leider muß ich die von Rachfahl

mit zugebaute Ehre ablehnen. Lamprecht persönlich zunächst hat weder mit der Konzeption noch mit der Ausarbeitung meines Buches Etwas zu thun. Was ich wissenschaftlich von ihm halte, habe ich in meinem Buch deutlich ausgesprochen. Das gab ja Rochsahl gerade Aergerniß. Allein welche (mir für „Untersuchungszweck“ interessante) Verkenntnis der Natur des Wissens und der Wissenschaft, wenn Rochsahl glaubt, Das, was ich mit den Begriffen der Komplexanschauung und der Relationssystematik bezeichne, gehe nicht aus der allgemeingiltigen Natur des uns Begebenen und unserer psychologisch-logischen Verfassung hervor, sondern sei der Einfall eines einzigen um das Jahr 1900 lebenden Mannes! Wollte sich Rochsahl die Mühe nehmen — was ich natürlich nicht erwarte —, meine „Rechtfertigung durch die Erkenntnis“ zu lesen, so würde er sehen, daß die Anschauungen, die sich in dem Begriff der Relationphilosophie konzentrieren, in einer Weise und auf einem Boden erwachsen sind, die mit Lamprecht genau so viel zu thun haben wie mit Rochsahl. Die Geschichte der historischen Ideenlehre schien mir geeignet, Natur und Entwicklung der Komplexanschauung und Relationssystematik und ihr Verhältniß zu einander darzustellen, und sie schien mir um so geeigneter dazu, als das historische Ideenproblem nach diesen Seiten hin gerade in der letzten Zeit eine besondere Beleuchtung und seine Geschichte einen gewissen Abschluß erfahren hatte. Was meinen Sie: wären meine Anschauungen so, daß ich in den Fragen des geschichtswissenschaftlichen Streites auf der Seite Rochsahls stände, er also in meiner Schrift die Stellung einnehmen würde, die jetzt sein Gegner einnimmt: ob er dann nicht wahrscheinlich auch über den rein geschichtlichen Werth oder Unwerth dieses Beitrages etwas anders geurtheilt hätte? Ob er es dann nicht vielleicht „begrüßt“ hätte (wie man zu sagen pflegt), daß hier, wenn auch die „Kenntnis der historischen Methode“ nicht gefördert und keine „positive historische Kenntnis“ sichtbar sei, doch die Geschichte eines Problems, das in der Geschichtswissenschaft seine Rolle gespielt habe, in den Grundlinien übersichtlich zusammengestellt sei?

Rochsahl spricht von den Ideen nur in dem Sinn wie ich selbst, nämlich in dem der psychischen Gesamtrichtung und des psychischen Einzelfaktors. Wenn auch der alte Untergrund immer noch durchschimmert; woher sonst der offenbare Reizer über meine Aeußerung: daß „der Ursprung und die Unerkennbarkeit an sich der Ideen mit keinem Deut höherer Ehrfurcht zu betrachten ist als Ursprung und Unerkennbarkeit eines Stuhles, Grasshalmes oder Kieselsteines?“ Hier muß ich Sie im Vorbeigehen doch noch auf eine besonders lustige Stelle der Kritik hinweisen. Auf meine Aeußerung: „Die Enthaltsamkeit, die Grenzen dieser Anschauung (der wissenschaftlichen Komplexanschauung) wirklich einzuhalten, besitz aber freilich der Mensch höchstens in streng und eng begrenzten Spezialgebieten“ bemerkt er mit seinem Spott: „Gegenüber einer Wirklichkeit, in streng und eng begrenzten Spezialgebieten“, wie Ranke sie ausgedrückt hat.“ Daß die Größe Rankes diese Spezialitätenenthaltsamkeit eben nicht besaß: Das ist gerade der Sinn meiner Stelle. Wie gut, nicht wahr, daß man seine Bücher wenigstens nicht nur für solche Kritiker schreibt! Aber ich hin abgeschweift. Der Angelpunkt der Diskussion (wir wollen ja gar nicht mit ihm diskutieren, würden Rochsahl und der pflichtgetreu verzichtende Zeitgenothümer sagen) besteht in der Frage nach der Systematik.

Ich hatte gesagt, die empirische Gleichheit sei partielle Uebereinstimmung. Nachsahl giebt Das natürlich zu. Er setzt zwar hinzu, es sei eine „sehr triviale Wahrheit.“ Aber Das stört mich nicht. Er ärgert mich auch nicht damit, daß er sagt, es seien „sehr triviale Wahrheiten, die den Kern der Relationsystematik bilden“ (daß jene Wahrheit diesen Kern nicht bildet, darauf kommt es hier nicht weiter an). Ich sehe kein erstrebenswerthes Ziel darin, von anderen als trivialen Wahrheiten auszugehen.

Welche wissenschaftliche Bedeutung besitzt nun diese Gleichheit? Keine, sagt Nachsahl. „Es ist gerade die Aufgabe der wissenschaftlichen Betrachtung . . . sich den Unterschieden, den Singularitäten zuzuwenden. Welchen Werth hätte es zum Beispiel für eine wissenschaftliche Behandlung der Ethnographie, alle die Momente und Kennzeichen in den Vordergrund zu schieben, die allen Rassen, allen Völkern des Erdballes eigen sind? Das Wissenschaftliche beginnt vielmehr gerade erst da, wo es gilt, das Einzelne zu erfassen und zu untersuchen.“ Was heißt wissenschaftliche Betrachtung? Das nichtwissenschaftliche und wissenschaftliche Wissen folgt einerlei psychologischen und logischen Gesetzen und die wissenschaftliche Thätigkeit unterscheidet sich von der nichtwissenschaftlichen nur dadurch, daß sie die möglichste Gewißheit und Genauigkeit sowohl der Thatsachen als ihrer Verbindung erstrebt. Ob es sich um das Singuläre oder Typische handelt, ist dabei gleichgültig; der allgemeine Begriff der Wissenschaftlichkeit giebt darüber keine Vorschrift. Ich kann bei der Feststellung davon, ob Heinrich V. im Jahre 1111 (hoffentlich stimmt das Jahr!) an Baschalis (hoffentlich hieß er so!) eine oder zwei Gesandtschaften geschickt habe, durchaus wissenschaftlich vorgehen, eben so wie bei der Begründung eines physikalischen oder chemischen Gesetzes. Und gerade darum, weil es sich um die möglichste Gewißheit und Genauigkeit der Thatsachen und ihrer Verbindung handelt, ist die Bedingung der Wissenschaftlichkeit, „das Einzelne zu erfassen und zu untersuchen.“ Von diesem allgemeinen Begriff der Wissenschaft ist ganz verschieden der Unterschied zwischen wissenschaftlicher Komplexanschauung und Relationsystematik. Die erste bezeichnet die Erfassung und Untersuchung des einzelnen Komplexes, die zweite die Gesetzmäßigkeit. Keinerlei Wissen würde ohne objektive Relationsystematik möglich sein; die subjektive besteht darin, jene objektive im Denken so weit wie möglich bloßzulegen.

Ich habe gesagt: daß die wissenschaftliche Komplexanschauung erst da unberechtigt wird, wo sie die systematischen Aedern zu unterbinden droht. Nachsahls kategorische Behauptung: „Es ist gerade die Aufgabe der wissenschaftlichen Betrachtung . . . sich den Unterschieden, den Singularitäten zuzuwenden . . . Das Wissenschaftliche beginnt vielmehr gerade erst da, wo es gilt, das Einzelne zu erfassen und zu untersuchen“, diese Behauptung, die als das Kriterium der Wissenschaftlichkeit bezeichnend selbstverständlich, als das ganze Ziel der Wissenschaften bezeichnend direkt falsch ist, zeigt, daß Nachsahl diese Unterbindung nach Möglichkeit befördern zu müssen glaubt und das Streben der Wissenschaften nach der Systematik überhaupt und überall a limine ablehnt. Dadurch erst (nicht durch die Komplexanschauung) macht Nachsahl sich und mich zu Gegnern. Ich habe Nachsahl nicht die Ehre erwiesen, ihn „den typischen Vertreter der Komplexstufe“ zu nennen. Ich würde dazu andere Namen gewählt haben. Auf Grund seiner

Erklärung kann man ihm aber allerdings die Ehre erweisen, ihn den typischen Vertreter des Widerstandes der Komplexstufe gegen die systematische zu nennen.

Aber weiter! „Nicht anders steht es mit der Geschichte“.

Welche Aufgaben und Ziele einem gegebenen Gegenstande gegenüber möglich sind: Das hängt von der Natur dieses Gegenstandes ab; diese ist es, wonach sich die Methoden überall richten. Daß es ein Streben nach der Systematik in der wissenschaftlichen Welt überhaupt gebe, müßte eben Nachsahl dabei einfach glauben. Er könnte ja ein paar Kollegen dieser oder jener Disziplin danach fragen. Es müßte belustigend sein, ihre Rienen dabei zu beobachten.

Die Ethnographie, sagt Nachsahl, vermittelt uns die Anschauung der Völker in ihrer charakteristischen Singularität. Gewiß. Aber damit ist doch nicht bewiesen, daß es keine Disziplinen giebt, die auf Grund der verachteten „partiellen Uebereinstimmung“ das in allen Rassen oder Völkern Gleiche „in den Vordergrund schieben.“ Ob Nachsahl noch niemals neben ihrer bunten Mannichfaltigkeit der merkwürdig übereinstimmende Geist der Sprachen aufgefallen ist, der einigen, mehreren, vielen, „allen Rassen, allen Völkern des Erdballes zu eigen“ ist, und ob er nichts von einer Disziplin weiß, die diese Gesetzmäßigkeit herauszuarbeiten sucht? Ob er nichts von einer gesetzmäßigen Entwicklung des Mythos oder der Sitte oder sozialer Gemeinschaftsformen weiß, einer Gesetzmäßigkeit, die sehr wohl von der lokalen Verschiedenheit und der Entlehnungsfrage unterschieden wird? Die Schule selbst, der Nachsahl angehört, hat sich zu dem Zugeständnis herbeigelassen: daß man in der Frühzeit der Völker Ansätze zu regulärer Entwicklung findet. Sie hätte es nicht thun sollen. Wenn man dem Teufel den kleinen Finger giebt, so nimmt er die ganze Hand. Diese Schule würde um so mehr die außerordentliche Mannichfaltigkeit der Folgezeit betonen. Es ist mir natürlich niemals eingefallen, sie zu leugnen. Im Gegentheil. Was für eine unglaubliche Ansicht ist es aber, wenn einmal Menschen überall Menschen sind und wenn wir in so zahlreichen Fällen eine Gleichmäßigkeit der Entwicklung längst gekannt und anerkannt finden, daß, dem Sage der Identität zum Hohne, es hier plötzlich mit der Gesetzmäßigkeit vorbei sein sollte! Als wenn es in der modernen Geschichtswissenschaft nicht allgemeine Anschauung wäre, die Weltgeschichte nicht lediglich als einmaligen „großen singulären Prozeß“ (Hinze) mit einem Alterthum, einem Mittelalter und einer Neuzeit anzusehen, sondern in dem Paradigma der Einzelvolksgeschichte — „orbentlicher Weise“, mit Ubelung zu sprechen — Alterthum, Mittelalter und Neuzeit zu unterscheiden. Als wenn Dem nicht ein Typus psychischer Entwicklung zu Grunde liegen müßte! Als ob die Eminenz, wenn man einmal auf undiskutirbare transzendente Willkür verzichtet (wie Nachsahl gethan hat), den allgemeinen Rahmen dieser Entwicklung sprengen könnte! „Mangel an positiver historischer Kenntniß“: und dabei denkt Nachsahl, das Alles sei eine Schulle des Professors Carl Lamprecht! Wenn meine Ansichten verriecht und meine positiven historischen Kenntnisse mangelhaft sind, so danke ich doch für die Wissenschaftslehre und wissenschaftshistorischen Kenntnisse Nachsahls.

Run nagelt mich Felix Nachsahl von Königsberg auf Lamprechts Typik der Kulturzeitalter fest. Sie sehen: er begeht den logischen Fehler, der stets gegen

die Sicherheit eines Angriffes mißtrauisch macht und der gewöhnlich nicht beim Angriff, sondern zur Deckung des Rückzuges verwendet wird, zwei Sätze mit logisch subordinirten Begriffen — erstens: Systematik ist unwissenschaftlich (für mich eine „*contradictio in adjecto*“), zweitens: die Systematik Vamprechts ist falsch — zu koordiniren. Das fällt in dieser Kritik nicht weiter auf. „Die (Vamprechts) Typik der Kulturzeitalter“: Das also ist die.. Relationsystematik!“ ruft der Kritiker aus, den seine philosophische Naivität zum Taschenspieler macht. Es ist nicht falsch, denn ich bin von einer Gesetzmäßigkeit auch der sozialgeschichtlichen Entwicklungen überzeugt; es ist nicht richtig, denn ich habe auf Vamprechts Stufen, sogar in der Darstellung seiner Theorie, keinen Nachdruck gelegt, geschweige denn im letzten, die Ergebnisse und meine eigenen Ansichten zusammenfassenden Kapitel (an das sich eine ordentliche Kritik deshalb zuerst zu halten hatte); weil eine verschiedene inhaltliche Bestimmung der sozialgeschichtlichen Typik nicht darüber entscheidet, ob es eine solche überhaupt gebe oder nicht.

Giebt es eine logische und psychologische Gesetzmäßigkeit, soziale Relationssysteme eben so gut wie anorganische und organische, giebt es ein Gesetz der historischen Relationen? Heißt Singularität und Eminenz etwas Anderes als undiskutirbare transszendente Willkür? Ja? Dann haben soziale Gemeinschaften eben so ihr soziales wie unser Leib und die den Felsen bewachsende Flechte ihr gemeinsames organisches Gesetz. Antwortet man aber mit einem Nein, dann leugnet Nachsahl die objektive Relationsystematik, stürzt also unsere gesammte wissenschaftliche Weltanschauung um.

Die Relationsphilosophie beruht auf der Einsicht, daß in der Welt erstens Relation und zweitens Systematik der Relationen bestehe und daß daher eine Aufgabe denkbar sei, die darin besteht, von dieser Anerkennung aus der Systematik theoretisch (und praktisch, was aber nicht hierher gehört) aus allen Kräften nachzugehen. Und die Geschichte der historischen Ideenlehre — ich habe sie nicht gemacht, ich kann nichts dafür, daß sie so verläuft —, in der sich die Entwicklung der Geisteswissenschaften deutlich spiegelt, besteht auch darin, daß Alle, die zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß die geschichtliche Singularität als solche dem Wesen nach nicht anders zu verstehen sei als irgend eine andere, in die historiographische Komplexanschauung die Aufgabe hineintragen, die Systematik auch hier zur Geltung bringen.

Meine Erzählung ist zu Ende; viel zu lang schon ist dieser Brief geworden. Hoffentlich nicht auch viel zu uninteressant, als daß Sie Demen, die sich in Ihrem Bette versammeln, davon erzählen möchten.

In ausgezeichnetester Hochachtung

Leipzig.

Ihr ergebener

Dr. Johann Goldfriedrich.



Selbstanzeigen.

Jüdische Schriften. Zweites Jerusalem oder Rombassa? Zum sechsten Zionistenkongreß. Hugo Schildberger, Berlin NW. 1 Mark.

Die Schrift wendet sich mit radikaler Schärfe gegen das pseudo-zionistische Ostafrika-Projekt. Sie ist im Stil einer fingierten Parlamentsrede gehalten und entwickelt die Gründe gegen das Ostafrika-Projekt in drei Hauptgründen, die gewissermaßen in einem Eventualverhältnis zu einander stehen. Der erste Grund ist dem zionistischen Programm, sozusagen der Verfassung des Staats-embryos entnommen, den der Kongreß repräsentieren soll; ich nenne ihn den staats- oder verfassungsrechtlichen Grund. Der zweite, der auch bei Hinfälligkeit des ersten allein schon ausreichende Durchschlagskraft besäße, ist der Erklärung der englischen Regierung (ganz falsch ein „Anerbieten“ genannt) entnommen; ich nenne diesen Grund den völkerrechtlichen oder kolonialrechtlichen. Der dritte, der auch bei Hinfälligkeit des ersten und zweiten allein ausreichende Durchschlagskraft besäße, stützt sich auf die Thora und den Geist der jüdischen Theologie, von der allerdings auf sämtlichen sechs Zionistenkongressen noch nie gesprochen worden ist; ich nenne diesen dritten und entscheidendsten Grund den geistlich-theologischen. Die Schrift, die schon Mitte Dezember erschien, ist von der ganzen jüdischen Fachpresse, auch von den jüdisch-ostafrikanischen Spezialorganen, hartnäckig totgeschwiegen worden, scheint also den richtigen Standpunkt zu vertreten.

Dr. Moriz de Jonge.



Eternennächte. Leipzig. Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand.

Auf Bergesgipfel heilige Nacht,
Der schwarze, golddurchglühte Raum
Liegt über klarer Eisespracht.
Die ganze Welt ist tiefer Traum.

Auf Gletscherhöhn erstarrt die Zeit,
Sie friert zu glitzerndem Kristall.
Das schimmert in die Lüfte weit...
Der hellen Sterne Widerhall.

Der Mensch erhebt das Auge stumm,
Unendlichkeit umhüllt ihn ganz . . .
Er fühlt, daß Alles träumt ringsum,
Und ahnt des höchsten Lebens Glanz.

Wien.

Emil Luža.



Gaia. Das Leben der Erde. Eine Dichtung. Leipzig. Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand.

Der vierte Weise singt:
Wo wilde Alpenströme niederrauschen,
Aus denen sich der Löwe Werden ringt,

Wo um die Töne, ihrem Sang zu lauschen,
Der Regenbogen seine Farben schlingt,

Wo unter schattig kühlem Farrenkraute
Der Grillenschor zum Mittagsliede stimmt
Und an der zarten Gräser Sonnenlaute
Die alte Weise in die Lüfte klimmt,

Wo schlauke Fichten hoch ins Blaue ragen
Und feierlich zum Bergstrom niederlehn,
Die Wipfel neigend sich Geheimnes sagen,
Ein Flüstern, das die Winde weiterwehn,

Da singt die Welt ihr überreiches Leben
In Tönen, die durch Mittagsstillen glänzn,
Die buntverschlungen auf und nieder schweben
Und mit dem letzten Tage erst verblühn.

Wien.

Emil Duka.



Die Wüste. Gedichte. Mit Buchschmuck von Paul Laßberg-Krause. Verlag von E. Ciffelt, Großlichterfelde.

Es ist mir nicht leicht geworden, meine Exhibitionismen zu veröffentlichen. Gewisse Scham- und Keuschheitsgefühle waren erst zurückzudämmen, ehe ich Anderen, Fremden, einen Einblick in meine erdenfeindliche Seele zu gewähren vermochte. Wenn ich diese Gefühle nun doch zurückdämmte, so that ich es in der Voraussetzung, daß sich keine Kritik anmaßen wird, die Empfindungen zu verurtheilen, aus denen ich meine Gedichte herausschrie; daß man sich vielmehr auf das Gebiet des Zulässigen in der Kritik beschränken und untersuchen wird, wie weit es dem Dichter gelungen ist, in der Seele des Genießers die Salte anfliegen zu lassen, die in seinem Innern tönt.

Charlottenburg.

Erich Mühsam.



Mein Lied. Konfordia Deutsche Verlagsanstalt, Berlin.

Die Probe.

Wir sehn uns an und wissens alle Beide:
Das ist die Nacht, die sich dem Tag verhiel.
Versag' uns keine Sonne, Paradies!
Wir treten ein in strahlendem Gescheide.

Daß alle Lüfte messen sich im Streite,
Die letzte Loth' aus dunkelstem Verließ,
Die noch kein Toller als die tollste pries,
Daß sich im Feuer erst die Bluth entscheide!

Zum Wahnsinn rasen alle wilden Triebe . . .
Wenn es im Wahnsinn wilde Triebe sind.
Kennst Du ein Körnlein, das sich sing im Siebe?

Kennst Du im Sturmeswirbel noch den Wind?
 Das Scheit im Brand, der eine Welt gewinnt?
 Die Flamme sank . . . nicht Asche — nichts — denn Liebes!

Ebelräuber.

Von umbuschtem Felsensitze —
 Zäh ist schon sein Schaft geborsten —
 „Egeln“¹⁾ auf dem Felsen
 Wo die Ebel Falken horsten.

Trugig über blauen Däften
 Klippen rings das Land bezwingen,
 Bis zum brünstigen Bergglähen
 In des Abends Purpurringen.

Und die schwarzen Schatten steigen
 Geisterhaft aus ihren Klauen;
 Wie von dumpfem Flügelschlage
 Hebt sich rings geheimes Brausen.

Nebel im Gefläst und Schründen,
 Nacht und Dämon auf der Lauer!
 Nur die Ebelräuber lieben
 Sonnenlust und Todeschauer!

Ewald Silbester.



Aufgaben der Gemeindepolitik. Fünfte, wesentlich erweiterte Auflage.
 1,50 Mark. Gustav Fischer in Jena.

Eins der letzten Worte, das der alte Niquel im Privatgespräch von sich gab, hieß: „Die Zukunft der Sozialpolitik wird jetzt auf lange hinaus in den Händen der deutschen Gemeinden liegen!“ Die Wahrheit dieses Wortes ist schnell in immer weiteren Kreisen erkannt worden, und wer mit sehenden Augen die Dinge verfolgt, muß sich über das Streben freuen, das in unseren Gemeinden während des letzten Jahrzehntes begonnen und fortgedauert hat. Fragen, die früher als utopisch belächelt wurden, sucht man jetzt ernsthaft zu beantworten und die neuen Beamten und Vertreter unserer Gemeinden lassen über Dinge mit sich reden, die noch ihren Vorgängern „einfach unmöglich“ erschienen wären. Daß trotzdem noch viel, allzu viel Gleichgiltigkeit, Vorurtheil und Eigeninteresse das Vorwärtsdrängen hemmt, braucht hier kaum erwähnt zu werden. Als Symptom des neuen deutschen Gemeindelebens darf wohl auch das Schicksal meines Buches gelten. Es hat einen Weg gemacht, wie er in der deutschen nationalökonomischen Literatur nicht eben häufig ist. Ich habe mich ehrlich bemüht, dem äußeren Erfolg durch gewissenhafte Nachprüfung und Ergänzung ein inneres Recht zu geben, und glaube, jetzt ruhig sagen zu können, daß jede ernsthafte Streitfrage aus dem Gebiete deutschen Gemeindelebens von mir gründlich geprüft und eingehend erörtert worden ist. Adolf Damaschke.



Kalefund.

Die Wege der Vorsehung sind wunderbar. Als an der Berliner Börse die Deutsche Bank vor einiger Zeit 17½ Millionen Mark einer Anleihe der Traktit Aktie-Bolaget Grängesberg-Ogelfund einführte und zur öffentlichen Zeichnung auslegte, fragte Mancher in ärgerlicher Verwunderung, wozu denn eigentlich das heimische Publikum mit einer so unaussprechlichen Obligation beglückt werde, die trotz ihren 4½ Prozent zum Kurs von 100 noch immer risikant erschien. Jetzt wissen wirs. Es geschah nicht etwa, um die Aktionäre deutscher Hüttengesellschaften in die Mysterien des Thomas-Roheisens einzuweißen, dessen relativ billige Herstellung aus den phosphorhaltigen Erzen der Schwedischen Gruben die wesentlichste Grundlage ihrer fetten Dividenden bildet. Das konnte man anfangs thatsächlich glauben. Zugleich mit der Emission wurden wir ja mit einer Belehrung beglückt, die uns im strengsten Magister-ton verkündete, wie ungenügend wichtig das in Mittelschweden und Lappland zu gewinnende Erz für die westfälischen und schlesischen Thomaswerke sei. Aber diese Illusion wurde bald zerstört. Kaum hatte die Grängesberg Gesellschaft die Mittel, die ihr die Deutsche Bank aus deutschem Privatkapitalbesitz zuzuführen verstand, benutzt, um sich nicht nur über die mittelschwedischen Gruben, sondern auch über Gellivare in Lappland die Herrschaft zu sichern, da bekam sie auch schon Appetit auf ein Monopol und fing damit an, die Preise für das vielumwordene Erz um rund zwei Mark für die Tonne zu erhöhen. Während also die grängesberger Obligationäre glauben konnten, es handle sich um den patriotischen Versuch, die Quellen des Stromes, der mit seinem Erzgehalt die deutsche Hüttenindustrie befruchtet, für Deutschland zu erobern, schlug in der gemeinen Wirklichkeit die Transaktion zum Schaden unserer Stahlwerke aus, die denn auch ohne Säumen nach neuen Bezugsquellen Ausschau zu halten begannen, um sich von Grängesberg zu emanzipiren. Ein hübsches Pendant zu dem herrlichen Petroleumkreuzzug unserer Hochfinanz, der mit dem Schlachtruf „Los vom Joch des Standard Oil Trust!“ anhub. Verklärten Blickes folgten die Gläubigen den verschiedenen Stadien, in denen sich die Beteiligung deutschen Großkapitals an rumänischen und galizischen Petroleumfeldern vollzog. Und als der Wurf gelungen, als über Steana, Telega und Schodnika die deutsche Oberhoheit errungen war, da begann nicht der Kampf gegen Rockefeller, sondern das Paktiren mit ihm. Die Deutsche Bank, die nicht verhindern konnte, daß Grängesberg, das von ihr der Fuld empfohlene Grängesberg den deutschen Abnehmern höhere Preise für das schwedische Eisenerz diktirte, sobald deutsches Geld dem grängesberger Concern auf die Beine geholfen hatte, steht nun abermals tief betrübt vor ihrem lammfrommen deutschen Publikum: denn — was Gewinner! — ihr Schuttkind Schodnika hat sich den österreichischen Petroleumerzeugern angeschlossen, die mit dem verhassten Standard Oil Trust Rockefeller um die deutsche Kundenschaft würceln. Das Ganze nennt sich stolz nationale Finanzpolitik. Wenn nun aber die Emission der Schuldschreibungen von Grängesberg-Ogelfund nicht den ihr anfangs zugeschriebenen Sinn hatte: was erwartete man dann von ihr? Der Brand von Kalefund hat uns das Räthsel gelöst. Grängesberg-Ogelfund sollte offenbar die Vorschule für eine selbstlose Theilnahme Deutschlands an den Geschicken der skandinavischen Halb-

insel sein und uns mit Land und Sprache, die später einmal das deutsche Volk intensiv beschäftigen würden, rechtzeitig vertraut machen. In diesem Sinn war die Emission ein gutes Werk, das Belohnung verdient. Der Börsenkommisfar mußte eigentlich den Auftrag erhalten, den Kurs der Obligationen, den die Deutsche Bank knapp über Pari hält, von Amtse wegen um etliche Prozent hinaufzusetzen.

Kalefund aber hat nicht nur ein Vorspiel, sondern auch ein Nachspiel gehabt, mit dem sich die Börse ein Weilchen beschäftigte. Angefaßt durch die Flammen, die vom Strand auf die See hinüberschlugen, ist zwischen dem Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie die Eifersucht, die bereits verglommen schien, von Neuem entbrannt; und heftiger denn je. In wilder Jagd gingen von Hamburg und Bremerhaven die sechshundert Meilen nach Kalefund hinaus. Im September legte der hamburger Schnelldampfer „Deutschland“ die Fahrt vom Molentkopf vor Cherbourg bis zum Sandy Hook-Feuerschiff in fünf Tagen elf Stunden und vierundfünfzig Minuten zurück. Damit war der Rekord nach Westen geschlagen. Eine neue Gerungenschaft also, das froh begrüßte Seitenstück zu der früheren Heimfahrt des selben Dampfers von Sandy Hook bis zum Licht von Eddystone, als das Schiff mit fünf Tagen, sieben Stunden und achtunddreißig Minuten den Rekord von Westen nach Osten schlug und vom Kaiser — ja! aus Norwegen — ein ungemein lebhafter Glückwunsch eintraf. Selbst die Erinnerung an diesen Triumph, der die Hamburg-Amerika-Linie im Höhepunkte der Zeitersparniß über sämtliche Schifffahrtsgesellschaften der Welt emporhob, wird Herrn Ballin verblaßt sein, als er die „Phönizia“ (mit ihren knapp achttausend Registertonnen ein Zwerg neben dem Riesebau der mehr als doppelt so großen „Deutschland“) den hamburger Hafen mit Kurs nach Kalefund verlassen sah. Was galten alle Rekords auf dem Atlantischen Ozean gegen den einen Rekord Hamburg-Kalefund? Die norwegische Unglücksstätte — und sei es auch nur um Minuten — vor dem Dampfer des Norddeutschen Lloyd erreichen: Das war eine Aufgabe, des Schweißes der Edlen werthter als selbst der gelungenste Versuch, auf der Fahrt zwischen Europa und Amerika noch etliche Stunden zu sparen. Denn dem Lloyd war kaum die Kunde gekommen, daß die Packerfahrt auf Wunsch des Kaisers einen Dampfer nach Kalefund schicken wolle, als auch schon in Bremerhaven die „Weimar“ seklar gemacht und, mit dem Nöthigsten vollgepfropft, ins selbe Ziel gesandt wurde. Fast zur selben Stunde stachen denn auch beide Schiffe in See. Wer das Match gewonnen hat? Noch hat Klio nichts Sicheres darüber aufgezeichnet. Herr Ballin aber hat vom Kaiser eine Marmorbüste, Herr Dr. Wiegand, der Bremer, nur ein Telegramm erhalten. In Kalefund kämpften Lloyd und Hamburg-Amerika-Linie dann um einen neuen Rekord, um den Preis, der dem Bringer der schnellsten Hilfe gebührt. Höchste edel, höchst menschenfreundlich und urchristlich, — gewiß; wenn der Kampf nur mit etwas geringerem Värm geführt worden wäre! Kennst Du das Lied vom braven Mann?... Doch der Teufel mag alle Sentimentalitä holen. Andre Zeiten, andre Lieder. So freute sich denn jedes moderne Deutschenherz, als in den Zeitungen die Spalten langen Telegramme standen, in denen „Weimar“ und „Phönizia“ ihr Eigenlob weithin ertönen ließen. Das triefte nur so von Mitleid und Nächstenliebe. Ein Sportspiel für Götter. Der Höhepunkt der Tragikomödie war erreicht, als die „Weimar“

meldete: Wir haben ununterbrochen Leute an Bord gebracht, bis kein Bedürftiger mehr am Ufer zu finden war, und zu selbiger Stunde die „Pödnizia“ befeuerte: Der Zubrang der Bedürftigen wächst beständig. Hoffentlich ist bei dem Ringen der Mitleidigen kein Kalejunder in zwei Theile getroffen worden.

Nun ist der Brand gelöscht, die Noth gelindert. Aus dem Bereich der norwegischen Küstenstadt sind „Weimar“ und „Pödnizia“ verschwunden und die Bevölkerung gedenkt der Beiden nur noch wie eines schönen Traumes. Schon hat der Direktor des berliner Residenztheaters, Herr Lautenburg, der auf seiner Brust stets den rechten Fleck entdeckt, wenn durch eine Benefizvorstellung irgendwo in fremden Landen das Werk der Mildbthätigkeit gekrönt werden kann, ihre Herzen im Sturm genommen. In Hamburg und in Bremen aber sahen Herr Ballin und Dr. Wiegand hinter den Bilanzen für 1903. Angstvoll ließen sie das Auge in alle Winkel schweifen, als hätte Jeder von Beiden zu fürchten, daß ihm der Andere über die Schulter sieht und vor der rechten Zeit erfährt, was für die Aktionäre der eigenen Gesellschaft nicht so sehr wie für die der Konkurrentin ein Schlag er sein sollte. Noch ist die Ursache des Duells, das Wiegand und Ballin im letzten Sommer hinter der Papierwand ihrer Prekorgane ausfodhten, nicht ans Licht gebracht. Einen Augenblick sah es aus, als müsse die Wand einstürzen und auf freiem Feld ein ganz ernsthafter Zweikampf ohne alle Bandagen beginnen. Gegenstand des Zwistes war Morgans Schiffahrtstrust. Bremen erklärte plötzlich, der Anschluß des Lloyd an den Trust sei widerwillig erfolgt und nur durch einen von Hamburg aus geübten Druck herbeigeführt worden. In dieser Darstellung erschien der Lloyd als Schuttpengel der deutschen Schiffahrt, dessen Weisheit auch verhäutete, daß die zwanzig Millionen Mark junger Aktien der Postfahrt dem amerikanischen Moloch ausgeliefert wurden. Hamburg gerieth darob in grimme Wuth und schleuderte Flüche gegen Alle, die den Entschluß, dem Morgantrust beizutreten, nicht geradezu genial fanden. Sehr allmählich erst dämpfte sich auf beiden Seiten die düstere Bluth; und ein Konflikt um die transatlantischen Ueberfahrtspreise schien sie wieder ansuchen zu wollen. Endlich war's still. Herr Ballin aber fuhr nach Amerika. Vorher wurde er vom Kaiser in Privataudienz empfangen und in New York war er natürlich für die Zeitungen eine große Nummer. Von Riesenplänen wurde geredet; Abkommen mit Bahnen in der Union und Kanada; eine Linie, die die Welt umspannen würde; Morgantrust so stark wie je; Subsidienbill verwerflich; England schädigt sich selbst; Manches noch nicht reif für offene Erörterung; Einzelheiten vorbehalten, — kurz, Alles, was ein Yankee-Interviewer von einem Star zu holen wünscht. Die Offenbarung, das Ergebnis der deutschen Reichstagswahlen habe den Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie, also den kompetentesten Beurtheiler innerer Politik, am allgemeinen Wahlrecht irr gemacht, mußten sich die Herren von der new-yorker Presse wohl oder übel entgehen lassen; denn dieses Diktum hatte der hochweise Herr Ballin klüglich schon vor seiner Reise nach der großen Republik bei einem Diner (von sieben Gängen, glaube ich) noch auf deutschem Boden geleistet und es war uns damals prompt übermittelt worden. Daß diese Amerikafahrt des liebwürdigen Kollegen nicht ganz nach dem Geschmack Wiegands war, darf man glauben, auch ohne es von ihm selbst zu wissen. Kalejund fehlte gerade noch. Und nun giebt Ballin 6 Prozent Dividende und sein Jahresabschluß wirkt wie eine vom besten Regisseur einstudirte Paradevorstellung. Was wird Bremen jetzt thun?

Notizbuch.

Schon bei der Gedächtniskirche fing der Schmutz an. Bis dahin war der Marsch ein Vergnügen gewesen. Saft gefrierender Schnee, die Sternlein blüßblank und zwischen Himmel und Erde ein feines Klimmern, das den Konturen die Härte nimmt. Wintermärchenstimmung. Und wie Märchenwesen huscht an einander vorbei. Auf leisen Sohlen; als ob Jeder zum Liebchen schliche. Kaum ein Knirschen; jätlich schont der Fuß die weiße Brautbettdecke, unter der ein Schoß befruchtet, in warmem Dunkel neues Leben gewedt werden soll . . . Unsinn. Der Herr Rath wandelt mit würdiger Pünktlichkeit in die Stammkneipe. Eine Köchin hat Kalten Aufschnitt geholt. Ihr Dienstherr kommt gerade hungrig aus dem Kontor. Und die Reisten tragen heute Gummischuhe. Daher die Märchenstimmung. Jetzt wird die Decke gelb; braune Tupfen, die immer größer werden. Am Nachthimmel ein röthlicher Nebelstreif; die Ausdünstung der großen Stadt. Schon riecht man ihren schlechten Athem. Und wadet gleich hinter der Gedächtniskirche durch schwärzlichen Schlamm. Wohin? Für Theater ist es zu spät. An der Ecke, beim Droschkenstand, prangt ein buntes Niesenplakat. La belle Otero. Die lebt uns also noch, zieht noch auf Raub durch die Lande. Das wäre es vielleicht. Von allen zur Schau gestellten Weibern hat sie den größten Stil. Etwas von einer Lola Montez, wie wir sie uns denken. Berruchte Schönheit, die in den Schatzkammern der Mächtigen, Reichsten sich mit glitzernden Ketten und Bändern schmückt und lächelnd alle Sünden feiger Sexualheuchelei rächt. Ob sie die kleine Freunbin noch bei sich hat, die sich so frech in den Hüften wiegte und die Swells auf der Estrade, die ganze liebe Männlichkeit so verschmüht ansah, als wollte sie sagen: Ihr Alle, deren geiler Wunsch aus geblähten Rüstern stöhnt, seid doch nur als Tributzahler zugelassen? Am Ende gäbe es eine Enttäuschung. Die Erinnerung an die stolze Schamlosigkeit, die große Lustgeste der Spanierin soll nicht verwilttern. Den rauhen Brunnstreich der ersten Jahre hat sie gewiß nicht mehr. Wohin also? Pah, guter Jüngling, die Hoffnung fahren, Du könntest an einem berliner Abend irgendwo Dir die Runzeln von der Stirn wegbaden. Zwar ist Karneval im Kalender und aus manchem Schaufenster locken noch Halbmasken, Wollbärte, Kotillonorden und Pappnasen. Frohsinnlichkeit aber suchst Du vergebens; Schwarz und Weiß sind die Farben des Preußentemperamentes. Bleib auf dem Pfade der Pflicht und fürchte nie, unahnbare Wonnen dabei zu veräumen. Die nächste Aufschlagdüse. Das Otero-Plakat war noch aus dem Januar. Jetzt glänzt das Fräulein de Merode als Stern am Wintergartenhimmel. (Du bist, armer Knabe, längst nicht mehr auf der Höhe moderner Bildung.) Nein. Diese jungfräulich gekämmte Ballettkonfirmandin winkt mir nicht. Die Donna hat wenigstens den Muth, sich ganz frech babylonisch zu geben; Cleos dünnes Perlenschmuckchen, die Grimasse der sittsamen Klosterhälerin . . . Ueber Sechzig, scheint's, lernt man diese Verpachtung schätzen. Wohin? An die Arbeit; in den weißen Brunwald heim. Die Zeitungverläufer brüllten zwar was aus. Vielleicht eine Sensation. Ein Ereigniß, das die Nerven rüttelt. Auch draußen erfährst Du's noch früh genug. Und gebieterisch mahnt die Pflicht, die erst eben gerühmt, mit scheltender Tantenstimme: Du hast mindestens zehn Tage lang Deine Holzpapierballen nur überflogen!

Das Wichtigste zuerst. In Krimmitschau sind die Proletarier geschlagen worden. Das war zu erwarten; und doch läuft Einem beim Lesen ein Schauer über'n Leib. „Bedingungslos“ wurde die Arbeit wieder ausgenommen und tausend Familienväter bleiben einstweilen mindestens ausgesperrt. Am kalten Herd, ohne Brot, auf Almosen angewiesen, die selbst der brüderlichste Sinn den Besiegten nicht so gern und nicht so reichlich spenden wird wie den um besseres Menschenrecht Kämpfenden. Während der Schlacht wars zu ertragen. Das Proletariat ließ seine sächsischen Vorposten nicht hungern. Vier bis sechs Mark für den Mann, zwölf, in der letzten Zeit dreizehn bis vierzehn Mark für eine ganze Familie: sehr viel ist mit solcher Wochenunterstützung ja nicht zu machen; doch sie fristet das Leben und schützt selbst im Winter vor äußerster Noth. Für das Uebrige sorgte die Hoffnung. Täglich stand in dem Parteiblättern, der Sieg sei sicher, das Häuflein der Kapitalisten schon der Verzweiflung nah; morgen, spätestens übermorgen müsse es kapituliren, die zehnstündige Arbeitszeit, den Lohnzuschlag sogar bewilligen, die unbrauchbaren Strikbrecher fortjagen und froh sein, wenn die alten, erprobten Leute wieder die Bedienung der Webstühle übernahmen. „Unser der Sieg, unser die Welt!“ So will es die Kriegssaison. Der Feldherr, der Compagnieführer, der auf dem Schlachtfelde das Blaue vom Himmel läßt, um den Muth seiner Truppe zu stärken, handelt nicht unfittlich; bei dem tugend samen Geplärr bourgeoisen Schreiber wollen wir uns also nicht aufhalten. Für manchen Weber und Spinner heißt es jetzt: auswandern, anderswo Arbeit suchen; und wer weiß, wie oft der als Ausgesperrter, als Strikleiter Erkante vergebens anpocht? Das Klassenbewußtsein der Fabrikanten ist unterschätzt, ihre Produzentenkraft überschätzt worden. Auch ihnen half das Solidaritätgefühl der Klassengenossen über das Nergste hinweg; und ihre Behauptung, daß sie bei einer nicht für den ganzen Textilbereich, ohne Ausnahme, vom Gesetz erzwungenen Kürzung der Arbeitszeit nicht mehr konkurrenzfähig wären, klingt glaublich. Um den Zeitverlust einzubringen, mühten sie die modernsten Maschinen anzuhausen und dazu fehlt den Schwächeren wohl das Geld. Herr Karl Vegien, der Reichstagsabgeordnete und Leiter der Generalkommission deutscher Gewerkschaften, ein gescheiter, begabter, gewissenhafter Mann, der im Reichsamt des Innern als Unterstaatssekretär mehr leisten würde als zehn Bureaukraten, hat die Gründe, die zum Abbruch des Kampfes drängten, klar und ruhig geschildert. Eine Saison hatten die Fabrikanten schon verloren und sie schienen entschlossen, auch die zweite zu opfern. Dann wäre die Krimmitschauer Industrie vernichtet, ein ganzes Weberheer zur Auswanderung genöthigt gewesen. In dem Flugblatte, das die Rückkehr in die Fabriken empfahl, las man die Säge: „Mit seinem ganzen Sinnen und Trachten, seinem Fühlen und Denken steht der Arbeiter bei seinem Gemeinwesen, seiner Heimath. Die Blüthe, die Größe des Gemeinwesens zu erhalten, muß immer das Streben des gesamten Volkes sein. Kann es den achttausend Proletariern gleichgiltig sein, ob ihre Stadtgemeinde im innersten Mark erschüttert wird und schließlich zu Grunde geht? Nein!“ Menschen, die so sprechen, auf die solche Sprache wirkt, sollte man nicht „vaterlandlos“ nennen. Freilich auch von ihnen nicht sagen, sie sähen im allertiefsten Elend. *Patria est, ubicumque est bene.* Unbescheiden sind die Krimmitschauer Weber nicht; und auf ihre Art Patrioten. Der Ruin der Industrie hätte ihnen die Heimath geraubt. Herr Vegien leugnet auch nicht, daß die Zahl der Strikbrecher wuchs, der Eifer erlahmte, die Zeit abzusehen war, wo „die freiwillige Hilfe versagen“ mußte ... Eine

verlorene Schlacht. Mancher rothe Politiker wird wieder die Gewerkschaften schelten. „Seht Ihr: so enden Eure Aktionen immer. Die Unternehmer haben sich straffer organisiert und werden künftig noch schwerer mühs zu machen sein. Das ist Alles, was Ihr zu erreichen vermochtet.“ Doch der große Aufwand ist nicht völlig nutzlos verthan. Auch die Fabrikanten werden sich vor neuen Konflikten hüten. Da steht schon, daß sie die meisten Arbeiter wieder eingestellt haben und nur selten einem Alten antworten liehen: „Ihr Stuhl ist besetzt!“ Brutale Ausbeuter? Kinderstubenpsychologie. Niemand kauft theurer, verkauft seine Waare billiger, als er muß. Traurig bleibt die Sache. Traurig, daß auf beiden Seiten Riesensummen verloren sind, trauriger, daß die deutsche Industrie noch nicht überall weit genug „in der Welt vorn“ ist, um mit zehnstündiger Arbeit auskommen zu können. Die Verbündeten Regierungen hätten die Möglichkeit, hätten die Pflicht, zu helfen. Vor neun Jahren schon haben Krimmitschauer Fabrikanten einem Rath aus dem Reichsamt des Innern gesagt, sie würden mit einem gesetzlich vorgeschriebenen zehnstündigen Maximalarbeitstag ganz zufrieden sein. Der Reichstag muß die Regierenden, die Presse den Reichstag drängen. Beim Blättern aber finde ich fast nur Rohheit und sentimentales Gekrein. Die Weberzunft war aufgehetzt, der Strike grundlos und frivol begonnen, denn in Krimmitschau ging es den Arbeitern sehr gut, trotzdem gerade der Textilindustrie der letzte Aufschwung nicht viel Segen gebracht hat. Das ist der eine Theil; der andere: Das Mächtig-Niederträchtige hat mit schunderer Tücke den unvergleichlich opfermüthigen Idealismus unserer Genossen besiegt. . . Wir sind noch recht weit zurück; glauben noch an den Unternehmer, der aus bloßer Schäßigkeit für schlechten Lohn lange schufien läßt, und an den Arbeiter, der kein Wässerschen trüben würde, wenn ihn der Deyer nicht aus der Ruhe scheuchte. Du lieber Himmels: von zehn Fabrikanten wären neun mindestens froh, wenn sie nur sechs Stunden täglich arbeiten zu lassen brauchten, die besten Löhne im Reich zahlten und dennoch die Konkurrenz schlagen könnten; was den Arbeitern abzugucken ist, macht heutzutage Keinen mehr reich und gekaufert wird im Großbetrieb nur noch, wo die Einnahme knapp die Kosten deckt. Nicht geringer aber und nicht weniger schädlich ist die Unklugheit, die den Arbeiter schmählt, weil er's besser haben möchte, als er's hat. Der Arbeiter trägt, wenn er einen Lohnkampf wagt, schließlich ja die eigene Haut auf den Markt. Und Sterlet und gebadene Küstern verlangt er einstweilen wirklich noch nicht.

Hierher gehört ein Brief, den Herr Karl Zentsch mir schreibt:

„Drei Wörtlein, die Krimmitschau heroorlockt. Fräulein Alice Salomon erzählt in der ‚Sozialen Praxis‘, die von ihr befragten Arbeiter und Fabrikanten hätten der Hauptsache nach übereinstimmend ausgesagt, nur die subjektive Deutung der Thatfachen sei verschieden ausgefallen; hier mache sich eben der Unterschied der Weltanschauungen geltend. Unsinn! Wie kann man die Weltanschauung hineinziehen (Weltanschauung von Fabrikmädels!), wo der Interessengegensatz schon Alles hinreichend erklärt. Das hat ja der Herausgeber der ‚Zukunft‘ richtig beleuchtet. Im Uebrigen ist der Bericht der Dame gut und nützlich. Er bestätigt — was man im Voraus wußte —, daß sich viele, wahrscheinlich die meisten Krimmitschauer Arbeiter in einer recht kläglichen Lage befinden, daß aber auch die Fabrikanten nicht nachgeben konnten, ohne ihre Existenz zu gefährden. Sobald in einem Lande die Zahl der Verarbeiter die der Urproduzenten übersteigt — besonders bei starker Produktivität! —, ist es

nicht allein unmöglich, alle Volksgenossen produktiv zu beschäftigen, es ist auch unmöglich, allen ein menschenwürdiges Dasein zu verschaffen. Wenn Bauern menschenunwürdig leben, so ist ihre persönliche Unfähigkeit oder eine schlechte Staatseinrichtung schuld; bei industrieller Ueberdöflerung fehlen die Naturbedingungen, — und die kann kein Menschenwitz ersetzen. Nur ein Zug, der das Menschenunwürdige charakterisirt. Einige höher gelobte Klassen ausgenommen, können die krummschauer Arbeiterfamilien nur durchkommen, wenn auch die Frau in die Fabrik geht; die Kinder werden, gegen ein wöchentliches Kostgeld von 4 bis 1½ Mark, „in die Ziche“ gegeben. Auch die Kleinbäuerin arbeitet mit, aber nicht getrennt von ihrem Mann, sondern als seine Gehilfin an seiner Seite; sie kann bei der Arbeit ab und zu mit ihm plaudern. Die Kinder aber sind dabei — das Kleinste liegt am Main im Grase — und erfreuen sich einer Lust und einer Bewegungsfreiheit, die auch der reiche Großstädter seinen Kindern nicht gewähren kann. Es bleibt das unsterbliche Verdienst der Sozialdemokratie, daß sie die Arbeiter zum Kampf um bessere Lebensbedingungen aufstachelte und organisierte; Niemand hat mehr Ursache, ihr dafür dankbar zu sein, als der oberste Kriegsherr. Aber dieser Kampf gleicht mit all seinen Erfolgen — von den Misserfolgen nicht zu reden — dem Steigen des Mannes am Wasserheberade, der dieses nur mit seinem Körpergewicht in Bewegung erhält: steigen muß er unaufhörlich, wenn er nicht extrinken will, von Sprosse zu Sprosse; trotzdem bleibt er immer auf der selben Stelle. Jede Verkürzung der Arbeitszeit wird durch gesteigerte Intensität der Arbeit ausgeglichen, jede Erhöhung des Lohnes durch den erhöhten Preis der Lebensbedürfnisse und durch eine Erhöhung der Steuern oder der Zölle. Das gilt auch von der Sozialpolitik des Staates und der Kommunen, die so viele Millionen kostet; man denke nur an die Besoldungen neuer statistischer und Aufsichtsbearbeiter. Alle diese Kosten wälzen sich ganz von selbst auf die Arbeiter ab. Dieser ganze riesenhafte Apparat zusammen mit den Kämpfen der Arbeiter hat im günstigsten Fall den Erfolg, den Arbeitern einen Theil der gesunden Lebensbedingungen zu erhalten oder wiederzubringen, deren sich ihre Vorfahren auf dem Lande und in kleinen Städten ohne Kosten, ohne Kampf und ohne obrigkeitliche Fürsorge erfreut haben. Daran könnte auch durch eine bessere Vertheilung des Volkseinkommens nicht viel geändert werden. Wahrscheinlich würde eine solche das Uebel nur verschlimmern. Große Einkommen, die raffinierten Luxus ermöglichen, sind in unserem durchaus verrückten Zustande unumgänglich nöthig, weil der Untergang und schon die Schwächung der Luxusindustrien die einzigen Kanäle verstopfen würde, die Hunderttausenden ihren färglichen Antheil an den zum Leben notwendigen Produkten zuführen. Darum kann kein Vernünftiger wünschen, daß die Mahnungen zur Frugalität, die man jetzt an die Offiziere und an die Beamten richtet, Erfolg haben. Immer hinauf mit der Lebenshaltung, immer vorwärts im Tempo der Uniformänderungen, immer hinauf mit den Besoldungen, den Löhnen und den Preisen, immer hinauf mit den Steuern und Zöllen! Immer hinauf, bis die Himmelsleiter bricht! Ob dann freilich das einzige Mittel der Abhilfe, die Wiederherstellung des Gleichgewichtes zwischen der landwirthschaftlichen und der übrigen Bevölkerung, noch anwendbar sein wird: Das ist die große, die allergrößte Zukunftsfrage.“

* * *

In den Zeitschriftenbibliotheken der berliner königlichen Bibliothek wird die „Zukunft“ nicht mehr ausgelegt, „weil häufig Nummern davon entwendet wurden“;

im Kleinen Journal kündigt die Verwaltung und fügt hinzu: „Sie steht aber Benutzern, die sie zu anderen als Unterhaltungszwecken einzusehen wünschen, am Platz des Beamten jederzeit zur Verfügung.“ Die ehrenwerthe Verwaltung der Königlichen Bibliothek schreibt ein angenehmes Deutsch; sie weiß sicher auch ohne Inquisitionengewalt haarscharf zu ermitteln, welcher „Benutzer“ die schlimme Wochenchrift „zu anderen als Unterhaltungszwecken einzusehen wünscht“. Einem Herrn, dem der Beamte, unter Berufung auf den vom Generaldirektor herabgelangten Befehl, das geforderte Heft verweigerte, war gewiß auf den ersten Blick anzusehen, daß er nur Unterhaltung suche, nicht das nutrimentum spiritus, das in der Königlichen Bibliothek gespendet werden soll. Im Kladderadatsch fand ich über die Sache ein lustiges Gedicht, das auch manchen Zukunftsleser amüsiren wird; hier ist's:

Eine That.

Noch ist — der Himmel sei gepriesen —
Dem Frevel oft die Rache naß.
Das hat uns wieder mal bewiesen,
Was mit der „Zukunft“ jezt geschah.

Mit einer Redheit ohne Grenzen
Verfährt sie; wen verlegt es nicht,
Wenn Allerhöchsten Kunsttendenzen
Sie stets voll Bosheit widerspricht?

Gottlob, man kam ihr auf die Schliche
Und schritt sogleich energisch ein:
Sie darf jezt in die Königliche
Bibliothek nicht mehr hinein.

Es sei den guten Bürgern allen
Die frohe Botschaft kundgethan:
Sie mögen sich den heiligen Hallen
Jezt wieder mit Vertrauen naßn.

Die Spötter nennens etwas Heitres,
Die Braven nennens eine That,
In jedem Fall ist bis auf Weitres
Gerettet wieder mal der Staat.

Ich erhielt den folgenden Brief:

„Hochgeehrter Herr Harden, Herr Dr. Willy Hellpach, der berebte Verklünder vom Gedanken Kräpelin's und (was noch besser ist) Wundt's, scheint mir doch in seinem Artikel 'Zwei Greißwalder' dem 'alten Landois' nicht ganz gerecht geworden zu sein, da er ihn hauptsächlich als 'jovialen alten Herrn' und im Uebrigen als nicht geistreich, nicht bahnbrechend, nicht tief, überhaupt wesentlich nach der negativen Seite hin schildert. Der eigentlichen Bedeutung des Mannes, dem er eine noch schmerzlichere Vergessenheit prophezeit als seinem streitbaren theologischen Kollegen Exmer, scheint er mir die verbiente Anerkennung schuldig geblieben zu sein. In der treuen, gewissenhaften, hingebenden vierzigjährigen Gelehrten- und Forscherarbeit eines Leonard Landois steckt denn doch ein ungemain solider wissenschaftlicher Kern und ich möchte fast zweifeln, ob Herr Dr. Hellpach die vielseitigen positiven Leistungen auf den Gebieten der Zoologie, der Histologie, der allgemeinen Anatomie und Entwicklungsgeschichte, vor Allem aber der Physiologie im Einzelnen genauer bekannt sind, über die kein Geringerer als unser Wilhelm Waldeyer (in seiner vor dem greißwalder Medizinischen Verein gehaltenen Gedächtnisrede) in Ausdrücken höchster Anerkennung urtheilt. Aber das Lehrbuch der Physiologie, das so viel aufgelegte, viel beneidete, viel angefeindete Lehrbuch! Wenn in physiologischen Fachkreisen, wie mir wohl bekannt ist, das Urtheil über dies Lehrbuch vielfach ziemlich abfällig lautete, so war daran in erster Reihe der bedauerliche Umstand schuld, daß

Folge der einseitigen Vorherrschaft einer bestimmten Schule (ich brauche sie wohl kaum zu nennen) in Deutschland die Physiologie seit einem Menschenalter jeder engeren Fühlung mit der praktischen Medizin und selbst mit den Aufgaben der pathologischen Physiologie und der allgemeinen Pathologie fast vollständig entzogen hatte und daß Landois, der direct von der Klinik her kam und als Praktiker angefangen hatte, eben so wie sein (auch nicht nach Gebühr anerkannter) Lehrer Julius Budge, gerade in dieser Beziehung eine rühmliche Ausnahme war. Er hat, zum Beispiel, durch seine Untersuchungen über den Arterienpuls, über Herzbewegung, vasomotorische Nerven, durch seine Monographien über die Transfusion und über Urämie auf wichtigen Gebieten der Pathologie und der klinischen Medizin entscheidend eingegriffen. Es ist ja schwer, dem großen Publikum von Werth und Ertrag eines Gelehrtenlebens überzeugende Beweise zu liefern; ich möchte mich also darauf beschränken, auch in dieser Beziehung an die Autorität Waldeyers zu appelliren, der in der schon erwähnten Gedächtnisrede dem greiswalder Medizinischen Verein wünscht, daß die Erinnerung an eins seiner bedeutendsten Mitglieder forterhalten bleiben und die Führung des Vereins weiter befohlen möge und daß ihm auch in Zukunft Männer beschieden sein mögen, die im Geiße und Sinne Landois' in ihm wirken.⁴ In größter Ergebenheit Ihr

Professor Dr. Albert Eulenburg.

* * *

Seit in Chicago das Troquois-Theater abgebrannt ist, wird wieder viel von Mitteln geredet, die das Leben der Schauspielbesucher in Feuersnoth sichern könnten. Multa, non multum. Eiserner Vorhang, Rothausgänge, Reservebeleuchtung: Alles ^{hat} ^{schon} ⁱⁿ ^{der} ^{letzten} ^{großen} ^{Feuerkatastrophe} ⁱⁿ ^{Chicago} ^{versucht} ^{worden} ^{und} ^{ist} ^{geblieben} ^{und} ^{ist} ^{versagt} ^{worden} und einzig neuen Vorschlag fand ich in „Dinglers Polytechnischem Journal.“ Da fragt der Ingenieur Herr Karl Wegener: Wie können die Theaterbesucher gegen Feuersgefahr während der Vorstellung geschützt werden?“ Aus seiner Antwort will ich die wichtigsten Sätze wiederholen: „Wie bei dem wiener Ringtheaterbrand, so ergoß sich auch im Troquois-Theater das entsefelte Flammenmeer in ganz unbegreiflich kurzer Zeit über den Zuschauerraum und schoß blizähnlich zu den Logenbrüstungen empor. Selbst wenn die angeblich zahlreich vorhandenen Rothausgänge sofort geöffnet gewesen wären, hätten Hunderte ihrem Schicksal nicht entgehen können, weil es kein Mittel giebt — und ein solches auch nicht denkbar ist —, um ein gefülltes Theater in einer so kurzen Zeitspanne zu entleeren, wie die hochtemperirten und daher expansiven Verbrennungsgase des ‚Bühnenfeuerherdes‘ nöthig haben, um durch den Zuschauerraum nach der an dessen Decke befindlichen Hauptventilation zu entweichen. Der Zuschauerraum ist — um im Bilde zu bleiben — das denkbar günstigste ‚Zugrohr für den Feuerherd‘. Wenn, was leider allgemein der Fall ist, die Hauptventilation des Theaters über dem Zuschauerraum liegt, so ist der Ausartung eines Bühnenbrandes in der hier angeedeuteten Weise mit all den Mitteln, auf die man in Unkenntniß der eigentlichen Gefahr einen übergroßen Werth legt, nicht wirksam entgegenzutreten. Nur eine Pollzeibestimmung, die an dieser Stelle den Hebel ansetzte, könnte die drohende Gefahr ausschalten. Es ist eine durchaus falsche Anordnung, den Hauptventilationschacht über den Zuschauerraum zu verlegen. Der feuer sichere Vorhang ist bei einer solchen Anlage in jedem Fall eine Illusion, sei er aus Asbest, sei er sogar aus Eisen; denn auch ein eiserner Vorhang kann unter Umständen der Stauung der hochtemperirten Gase nicht widerstehen. Die brennenden, mit Rauch gefchwängerten Gase stauen sich momentan, um im nächsten Augenblick

mit elementarer Gewalt unter dem Vorhang hervorzubrechen; sie ergießen sich im breitem Strom über das Orchester, das Parquet und steigen dann, um ihren natürlichen Ausweg durch den Hauptventilationschacht zu finden, an den Vogenbrüstungen empor, auf ihrem Wege alles Leben versengend und neue Flammenherde entzündend. So ergibt sich die Notwendigkeit, den Ventilationschacht an das hintere Ende der Bühne zu verlegen und den ganzen Zuschauerraum über die Bühne zu ventilieren. Zu diesem Zweck müssen an geeigneten Stellen vielleicht drei — oder noch mehr — Schächte angebracht und mit zuverlässigen Absaugvorrichtungen, deren es heutzutage ja genug giebt, versehen sein. In den Schächten müßten an verschiedenen Stellen von unten nach oben Absaugöffnungen vorgesehen werden, damit die Gase in jeder Höhenlage einen Abfluß finden. Bei solcher Anordnung wären Katastrophen, wie die jüngst erlebte, unmöglich. Künstler und Publikum würden bei eintretender Feuergefahr Zeit finden, sich in Sicherheit zu bringen, und die Bewältigung des so beschränkten Brandes wäre mit geringer Mühe zu ermöglichen“. Soll der im ersten (ich glaube: auch ältesten) technischen Fachblatt unter redaktioneller Verantwortlichkeit des Professors Rudeloff öffentlich ertheilte Rath unbeachtet bleiben? . . . Wie unbesonnen bei Theaterbauten die Routine oft wirthschaftet, lehrt jetzt wieder die Geschichte der berliner Hoffspielhäuser. Bis in die neue Zeit haben sie manchen Umbau erlebt, das Schauspielhaus zuletzt noch einen der königlichen Voge, deren Vorkalon mit gelber Seide und Brunkmbeln gar pomphaft ausgestattet wurde. Jetzt werden, im neuen preussischen Etat, vom Landtag 25 386 Mark verlangt, „um die königliche Voge und deren Vorräume im königlichen Schauspielhaus zu Berlin im Interesse größerer Feuersicherheit umzubauen“. Und von dem in den letzten Lusten mehrmals unter beträchtlichen Kosten umgebauten Hofoperhaus wird dem Landtag erzählt, es sei „völlig unzulänglich“ und „im höchsten Maß feuergefährlich“. Natürlich fehlt die — hier vorausgesetzte — erste Forderung für ein neues Opernhaus nicht. Und der vom Kaiser befohlene Umbau des alten Hauses (in dem Herr von Hülken für seine Armidenkünste und Oberonspektakel nicht Raum genug findet) wird Hunderttausende kosten; ein Bischen viel für ein „völlig unzulängliches“ Gebäude, das nach dem maßgebenden Willen nur noch ein paar Jahre stehen soll.

Die traurigen Erfahrungen, die wir jetzt in unserer südwestafrikanischen Kolonie machen, lassen den Wunsch entstehen, die deutschen Ansiedler möchten allmählich etwas mittheilbarer werden. Sie sollten nicht auf die Allweitsheit der regirenden Assessoren und Offiziere bauen, sondern ihre Beschwerden und Forderungen vor die Volksgenossen bringen. Gern veröffentliche ich deshalb den folgenden Brief, den ich aus Kamerun erhielt und der eine der Hauptfragen kolonialer Kulturpolitik streift:

„Die wichtigste Frage ist und bleibt für Kamerun zunächst die Arbeiterfrage. Finden wir arbeitswillige Kräfte, so wird das Kapital nicht zurückbleiben, sondern sie benutzen, um die Schätze des Landes zu heben. Sieht man auch auf den Plantagen und in anderen Unternehmungen Tausende von Arbeitern, so darf doch nicht vergessen werden, daß Arbeitermangel die Regel ist und daß die tüchtigsten nicht aus Kamerun stammen, sondern von anderen Küstenstrichen importirt wurden. Dabei ist die Küstenbevölkerung Kameruns nicht weniger begabt; sie könnte es mit jedem anderen schwarzen Küstenvolk bequem aufnehmen. Der Mißstand hat viele Ursachen. Früher gab man der schlechten Behandlung der schwarzen Arbeiter im Dienst der Regierung und Pri-

vater die Schuld. Diese Klagen waren vielfach unbegründet und übertrieben; jedenfalls lag das Haupthinderniß nicht hier, sondern im Charakter des Schwarzen selbst. Der Schwarze ist eben faul und nimmt lieber mit Wenigem vorlieb, als daß er sich durch Arbeit Verdienst und die Möglichkeit besserer Lebenshaltung verschaffe. Die Sehnsucht nach reicherm Besitz muß in dem Schwarzen erst geweckt werden. Nicht zu übersehen ist dabei der Einfluß, den die Missionare auf die Eingeborenen üben. Der junge Schwarze, der in die Missionaranstalt eintritt, wird von dem sango (Missionar) freundlich aufgenommen; bald umgiebt ihn in seinen eigenen Augen ein gewisser Nimbus des Sangothumes. Er fühlt sich über seine Mitbrüder erhaben, benimmt sich diesem Gefühl entsprechend, und hat man ihn gar lesen und schreiben gelehrt, so ist er zu keiner Arbeit mehr zu gebrauchen. Dabei lernt er nie richtig lesen und schreiben. Selbst in Regierungsschulen erlangen die Schwarzen nicht die volle Fertigkeit im Gebrauch der deutschen Sprache; noch weniger in den Missionen, namentlich nicht in der basler Mission, wo die Wahl des Lehrmaterials und dessen einseitige seminaristische Vorbildung als recht un Zweckmäßig bezeichnet werden muß. Das gefährliche Halbwissen, das schon zu Hause unheilvoll ist, wird es in einer Kolonie doppelt. Müßiggängerei und — mild ausgedrückt — unverfrorenes Auftreten sind die sichtbarsten Eigenschaften dieser ‚Befehrten‘. Für den Arbeitsucher giebt es hier keine schlechtere Empfehlung als die Angabe, er sei Missionsschüler, Regierung und Privatgesellschaften nehmen, wenn sie es irgend vermeiden können, solche Leute überhaupt nicht an. Manchmal finden diese eiteln Faulenzer Unterkunft bei einem des Schreibens unkundigen Häuptling und sind dann zugleich die Winkelkonsultanten des Dorfes, die alle nützlichen Schritte der Regierung zu hemmen suchen. Wird man in einem Dorf von den sonst freundlichen Schwarzen mißtränisch aufgenommen, so ist sicher die Mission im Spiel; entweder ist in der Nähe eine Niederlassung oder im Dorf ein schwarzer Lehrer. Daß die Kinder von Schmutz starren, fällt dem an afrikanische Verhältnisse Gewöhnten nicht auf; hört er aber zugleich aus einer Hütte einen Chorall erschallen und sieht dann die scheinheligen Missionsschüler heraustreten, so wird dieser Gegensatz kaum für den Nutzen solchen missionarischen Wirkens sprechen. Lesen, Schreiben und Singen wird gelehrt, Reinlichkeit, Saubrit und Ordnung nicht. Bei Alledem denke ich hauptsächlich an die basler Mission. In den Anstalten dieser Gesellschaft lernen die Schwarzen als Schüler nichts, werden aber zur Arbeit verdorben. Sie nützen gewöhnlich nicht einmal die ‚Reservate‘ (die den Eingeborenen angewiesenen Landstücke) aus, trotzdem die Mission angeblich darauf dringt. Bei dem großen Einfluß, den sie auf die Schwarzen hat oder zu haben sich anmaßt, zeugt diese Thatsache wider sie. Der Einwand, die Reservate seien noch nicht vermessen, ist nicht stichhaltig; denn selbst da, wo die Besitzgrenzen der Schwarzen festgesetzt und in das Grundbuch eingetragen sind, haben sie es nicht der Mühe werth gefunden, das Land vollständig in Kultur zu nehmen. Die Kolonie leidet unter dieser Verziehung der Schwarzen. Wer den Missionaren davon spricht, erhält oft die Antwort, ihre Aufgabe sei nicht, den Neger arbeits zu lehren, ihr Ziel vielmehr ein anderes. Der Himmel bewahre uns hier in Gnaden vor dem Schulzwang! Es ging uns zu Haus nicht allzu schlecht, als unter dem tüchtigsten Theil der Bevölkerung, den Bauern, noch viele Analphabeten waren. In der Peimath konnte dieser Zustand nicht ewig dauern. Doch erst nach übertausendjähriger Kultur findet der Schulmeister bei uns auf dem Lande Eingang. Den Neger möchte man am Liebsten aus tiefster

Unkultur blühschnell mitten in die Seligkeit moderner europäischer Volksbildung schleppen. Welches Unheil daraus dem Lande erwachsen muß, lehrt der Augenschein. Nützlich wirken kann in Kamerun die Schule nur in den Küsten- und Handelsplätzen, wo die Bevölkerung das Bild der Arbeit vor Augen hat und durch stete Berührung mit dem Verkehr an und für sich kulturell schon gehoben ist. Will die Mission in den Kolonien den Ruhm einer Kulturträgerin erwerben, dann muß sie die Neger zur Arbeit, zu geordnetem Leben, zur Reinlichkeit erziehen, nicht aber zu verfrähten Ansprüchen, die einer gesunden Entwicklung unseres westafrikanischen Besitzes nur Schwierigkeiten und Hindernisse bereiten können."

Aus der Vossischen königlich Privilegirten Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen. I. Inseratentheil: „Distinguirte Damen und Herren, die mit eben solchen (darunter Adel, Militär, Künstler, Schriftsteller u. s. w.) zu geistiger Anregung in unabhängig vornehmer Form in direkten Briefwechsel treten wollen, belieben Adresse oder Chiffre niederzulegen in der Expedition dieser Zeitung.“ Verstehst Du Dieses, Jephyses? II. Der königliche Professor Ludwig Vietzsch in einer Theaterkritik: „Miß Duncan stand an der Coulisse, in ein fließendes, völlig durchsichtiges farbloses griechisches Gewand gekleidet, das von den vollendet schön geformten Weinen in ihrer ganzen Länge den Augen nichts verbarg und über kein Stellen im Unklaren ließ.“

Ungleich vertheilt sind des Lebens Güter unter der Menschen flüchtigem Geschlecht. Der Freiherr von Nischosen, Staatssekretär im Auswärtigen Amt, bekennet offen, daß von ihm und von dem ihm vorgesetzten Kanzler up to date russischen Polizisten und Spitzeln auf deutschem Boden Rechte eingeräumt werden, deren Gewährung halbwegs kultivirten Menschen undenkbar scheinen sollte. Er behauptet frisch, frei und fromm, die Opfer moskowitzcher Vigilanten seien sämmtlich „Anarchisten“, die man nicht nur aus Deutschlands Grenzen jagen dürfe, nein: die man Nikolaus Bütteln jutreiben müsse. Er erzählt, ohne sich bei umständlichen Distinktionen aufzuhalten, die russischen Studentinnen „huldigten der freien Liebe“. Und wird nicht niedergeschrien; kann sogar Beifall verzeichnen. Ein besserer Mann wäre für solches Bekenntniß mit schleunigem Abschied nicht zu streng bestraft. Sein Kollege Posadowsky muß in der Budgetkommission des Reichstags „feststellen“, daß alles irgend Mögliche geschehen ist, um der deutschen Kunst in Saint Louis die würdigste Vertretung zu sichern. Die „sejessjonistischen“ Genossenschaften sollten — man denke! — je einen Juror erhalten (der in der Centraljury natürlich stets überstimmt worden wäre) und haben sich dennoch, die Ruchlosen, geweigert, unterm Schirm Antons von Werner übers Wasser zu gehen. Die Regirenden haben nur den einen Wunsch: „jeder Kunstrichtung volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.“ Das merkt man; deshalb darf der Staat einem Künstler, der in der Sejession ausgestellt hat, nichts ablaufen; deshalb wurde schon während der Vorberathung in Dresden das Wort kolportirt: „In Saint Louis dürfen die Sejessionisten sich nicht maufig machen“; deshalb sprach der Großherzog von Sachsen zu den um seinen Tisch versammelten modernen Künstlern: „Je mehr Fehler in Berlin gemacht werden, desto besser ist's für Weimar.“ Der überbürdete Graf Posadowsky sagt nach, was sein Kewald ihm vorgesagt hat. Und Niemand lacht. Der Freiherr von Hammerstein, Preußens Minister des Innern, ruft den polnischen Abgeordneten zu: „Wir haben zu befehlen und Sie haben zu gehorchen!“ Und Niemand fragt, ob wir etwa in einem Kafilat oder Zartum leben, Niemand erfucht den wäthenben Herrn, der polnischen Agitation die Waffen doch

nicht gar so billig zu liefern. Der Kolonialdirektor Stübel aber wird in der Kommission ausgezankt und in der Presse gescholten, weil er eine Lappertsumme benutzt hat, um zwei Attachés anzustellen, die auf ihren Kolonialpöschchen im Kleinen recht nützlich wirken könnten. Und Graf Bülow selbst, der früh Geliebte, der nie Getrübte, muß böse Reden hinnehmen, weil er, um den konservativen Fraktionen die Zustimmung zu dem weltberühmten Kanalbau zu erleichtern, die Strecke Magdeburg-Hannover vorläufig nicht bauen will. Das soll inkonsequent, soll muthloses Zurückweichen sein; denn vor drei Jahren habe die Staatsregierung feierlich erklärt: „Aus der Kanalvorlage können wesentliche Bestandtheile nicht ausgeschaltet werden.“ Liberale Leute sagen, die eine parlamentarische Regierung wünschen und im blindem Horn nun ganz vergessen, daß ein Minister nicht nur das Recht, sondern geradezu die Pflicht hat, sich dem Willen der Parlamentsmehrheit anzupassen. Höchst liberale Leute, die sich immer unbändig freuen, wenn ein in andere Parteifarbe gekleideter Haufe einen Fußtritt bekommt. Ein Liberaler, dachte ich, müßte sprechen: Da die Konservativen, evangelische und katholische, im Landtag eine Viesenmehrheit haben, muß die Regierung sich ihnen anbequemen und wir müssen versuchen, ihnen bei der nächsten Wahl die Volkstimmen abzunutzen. Nein. Der richtige Liberale fordert, daß die Regierung die ihm widrige Mehrheit zu Paaren treibt und mit Hieben behandelt. Der arme Kanzler. Doch so gehts in dieser argen Welt. Hundert Thorheiten werden beflusst und ein verständiger Schritt trägt Dir all den Tadel ein, der Dir so lange erspart blieb. Die Herren Nichthofen, Posadowsky, Hammerstein, Stübel, Bülow können ein Lied davon singen. Uebrigens wichen selbst über den liberalsten Blättern Winterstürme wieder dem Bonnemond, seit der Reichskanzler mit fünf preussischen Ministern auf dem Ball der Berliner Presse war. So moderne Menschen will man doch nicht kränken.

Ein paar Proben aus den Festartikeln, die in diesem Jahre des Heils am Geburtstag des Kaisers in deutschen Landen gedruckt worden sind:

Schwäbischer Merkur: „Für uns ist der Kaiser nicht nur eine interessante, für uns ist er zugleich eine führende Persönlichkeit.“ Reichsbote: „Wenn wir fragen: Wo ist der Mann, der, wenn die Lage der Entscheidung kommen, an die Spitze treten könnte, so sind Alle darin einig: Es ist Kaiser Wilhelm der Zweite.“ Tägliche Rundschau: „Sollen wir das Bild des Kaisers uns trüben lassen, weil er vielleicht da und dort dem ersten Eindruck allzu willig nachgab, weil gelegentlich rasche Begeisterung oder heiß aufwallender Zorn aus ihm redeten? Am letzten Ende sprach aus Alledem doch nur die nimmermüde Sorge des Landesvaters, der, wie er es selbst einmal in einem psychologisch nicht genug ausgemünzten Wort erklärt hat, fast erdrückt wird von der Last der Verpflichtungen, die die Vorsehung auf ihn gelegt hat. . . Von Mißverständnissen befreit, heiläugig und voll froher Hoffnung wie in den Tagen brausender Jugendlust jubeln wir wieder dem Kaiser zu.“ Leipziger Tageblatt: „Ueberall zwang sich tiefbekümmerten Gemüthern die Ueberzeugung auf, daß der Verlust dieses kostbaren Lebens unermesslich sein, vielleicht gar den Weltfrieden bedrohen, am Schwersten aber das deutsche Volk treffen würde.“ Hannoverscher Courier: „Seine in ihrer Eigenart faszinirende Persönlichkeit beschäftigt die Gedanken der Mitwelt in einem Maße, wie es in unserer Zeit niemals ein anderer Fürst vermocht hat.“ Dresdener Nachrichten: „Wo in der Welt giebt es heute einen Herrscher, in dessen Persönlichkeit fast das gesammte öffentliche Leben so frisch, so ursprünglich, so lebhaft pulst wie in dem Träger der deutschen

Kaiserkrone?“ Kölnische Zeitung: „Der Abstand zwischen Kaiser und Volk bedeutet eine Ueberlegenheit des Kaisers.“ Wittenberger Zeitung: „Es ging ein Schreck durchs Reich, ein Bangen, den genialen Herrscher zu früh zu verlieren.“ Braunschweigische Landeszeitung: „Das Genie geht andere Wege als die Menge; und ein Genie darf man den Herrscher, um den das Ausland uns beneidet, wohl nennen. . . Wo sich Genialität mit starkem Pflicht- und Verantwortungsbewußtsein paart, da ist es nicht schlecht um das Staatswohl bestellt.“ Vossische Zeitung: „Bei allem Widerstreit der Meinungen ist nur eine Stimme darüber, daß der Herrscher von den besten Absichten für sein Volk beseelt, von dem tiefsten Pflichtbewußtsein erfüllt und aufrichtig bestrebt ist, Gutes zu schaffen und zu fördern. Niemals zuvor ist das anerkennende Gefühl für die Vorzüge, die Wilhelm den Zweiten auszeichnen, im deutschen Volk so lebendig geworden wie in dem Augenblick, wo sein Leben von ernstester Gefahr bedroht schien. . . Zwei Monate lang hat der Kaiser in Ungewißheit geschwebt, zwei lange, bange Monate hat er mit der Möglichkeit, mit der Wahrscheinlichkeit rechnen müssen, daß seine Tage gezählt seien. . . Und in diesen zwei Monaten hat er gewissenhaft und unermüdet seine Geschäfte gethan, seine Arbeiten verrichtet, seine Pflicht erfüllt. . . Ist es nicht ein Beweis der menschlichen Größe, daß ein Fürst, im Ausblick auf den Tod, unmittelbar bevor er seinen Leib dem Messer des Arztes bietet, die Beziehungen zu einem mächtigen Nachbarreich zu verschern sucht, unter Zurückdrängung und Unterdrückung seiner körperlichen Leiden, nur um dem Erben der Krone und dem Vaterland eine gedeihliche Zukunft zu sichern?“ Berliner Lokalanzeiger: „Das Herz der Nation gehört dem hohen Herrn; denn Kaiser Wilhelm hat es verstanden, sich ihre Verehrung zu sichern durch seine großgedachte, wahrhaft nationale Politik. . . Es wird einst ein besonderer Ehrentitel des Kaisers sein, daß er ein wahrer Arbeiterkönig gewesen ist. . . Wo Kaiser Wilhelm steht, sollte daher auch der deutsche Arbeiter seinen Platz wählen. . . Bei seiner letzten Erkrankung gelangte es in allen Zonen und Ländern berechtigt zum Ausdruck, was Kaiser Wilhelm der Menschheit geworden ist. Dessen sollten sich auch die deutschen Arbeiter bewußtwerden; dann würden sie heute mit allen Kreisen des Bürgerthumes begeistert dem Kaiser nahen und mit innigem Dank dem Wunsch Worte leihen, daß der Vorker des Weltalls ihm auch in dem neuen Jahr die Kraft zur weiteren Bethätigung seines großen Lebenswerkes schenken möge.“ Bayerischer Courier: „Bei uns in Süddeutschland versteht man die Persönlichkeit des Kaisers vielleicht besser als droben im Norden. Uns Bayernn speziell ist manchmal, als ob in diesem Herrscher Etwas von bawarischer Urwüchsigkeit stecke.“ Der alte Kaiser und Bismarck haben nie solche Presse gehabt.

Nach den Artikeln die Festreden. Im homburger Kurhaus sprach der Landrath Ebbinghaus: „Nach alter deutscher Sitte, nach gutem deutschen Brauch und dem Zug unseres Hergens folgend, am heutigen Tag das erste Glas, das einzige Hoch Seiner Majestät, dem Vater des Vaterlandes, dem Kaiser im Reich! Und wem einem Kaiser! . . . Für das kaiserliche Werk auf all den zahllosen Gebieten des öffentlichen Lebens während einer sechzehnjährigen, gesegneten und glücklichen Regierung redet die That selbst; sie bedarf nicht schwacher Würdigung aus dem Munde der Menschen, sie wird in Aeonen nicht untergehen! . . . Schauen Sie um sich in der gährenden, wild wogenden Welt! Die Wolken ballen sich zusammen an allen Orten, nicht nur draußen in der Fremde, nein: im Vaterlande selbst zuden zahllose Blige aus Himmelsbunfel. Aber aus diesem Chaos, aus dieser brandenden See wilder Volksleidenschaft ragt hervor

wie ein granitner Felskoloss der Hoffnung und der Zuflucht die gewaltige Persönlichkeit des Deutschen Kaisers in strahlender Majestät, der eigenen Kraft sich wohl bewußt; und zu diesem Felsen schauen nicht nur wir vertrauend hinauf, nein, mit uns die gesammte, große gesittete Welt. So ist denn aus dem jugendlichen, an Kraft überschäumenden Monarchen, der vor sechzehn Jahren den Thron seiner Väter bestieg, der zielbewußte, gewaltigste Kaiser im Rathe der Fürsten und Herrscher geworden, dem sich Niemand unter den lebenden Regenten ebenbürtig an die Seite stellt, um dessen Besitz uns die Welt beneidet und der mit ehernem Griffel seine markigenzüge einträgt in die Tafeln der Weltgeschichte, *aero perennius!* In Wien, beim Feste der deutschen Kolonie, Herr Dr. Hall: „Die Großherzigkeit der Initiative, mit der Kaiser Wilhelm sich an die Spitze der Aktion für Kalesund gestellt hat, und die Schlagfertigkeit, mit der die deutschen Interessen in Südwestafrika geschützt werden, hat den deutschen Namen wieder in Aller Mund gebracht.“ (Das dünkt diesen Redner die Hauptsache; und geredet wird über Deutschland ja wirklich genug.) „Wer hätte früher geahnt, daß im Jahr 1904 unser geistreicher Kanzler das Wort prägen könnte: Deutschland in der Welt voran?“ (Niemand; wenn man bedenkt, welche köstliche, an Prunkworten arme Rolle Deutschland bis ins Jahr 1890 spielte. . .) „Wir Alle aber, die wir in gemeinsamer Verehrung zu dem erhabenen Hohenzollern emporblicken, rufen frohgemuth: In Deutschland der Kaiser voran!“ (Der Frohgemuth scheint nicht zu ahnen, wie geringe Rechte die Reichsverfassung dem Kaiser giebt.) Der Reichstagspräsident Graf Baltestrem: „Unser gegenwärtig glorreich regirender Kaiser sitzt schon seit fünfzehn Jahren auf dem Thron und war während dieser verhältnißmäßig langen Zeit immer bemüht, das Wohl des Reiches zu fördern.“ Als das Reichstagspräsidium im Schloß empfangen wurde, erwähnte Graf Baltestrem auch den Stimmlippenpolypen, der den Kaiser ein Weilchen belästigt hatte. „Da antwortete Seine Majestät: „Ja, Sie haben gut gehabt; ich bin aber zwei Monate herumgegangen, ohne zu wissen, ob die Sache gutartig oder bössartig sei.“ Meine Herren, welche großartige Auffassung! Zwei Monate ist der Kaiser herumgegangen in der Ungewißheit, ob er den Keim eines tödlichen Uebels in sich trüge oder nicht! Und während dieser Zeit hat er immer seine Pflichten erfüllt.“ (So großartig, Excellenz, müssen täglich Tausende handeln, die vor einer Operation stehen; und jeder Bauchschnitt, jede Blinddarmoperation hat für den davon Bedrohten schlimmere Schrecken als die Beseitigung eines Stimmbandpolypens.) „Ich sagte: „Und noch kurz vor der Operation haben Majestät die bedeutungsvolle Zusammenkunft mit dem Kaiser von Rußland gehabt!“ Da sagte der Kaiser ganz einfach, wie ein Familienvater: „Nun ja, wenns was Böses gewesen wäre, dann wollte ich doch meinem Sohn angenehm nachbarliche Verhältnisse hinterlassen.“ Welche hohe Ergebung in den Willen Gottes liegt in diesem Ausspruch unseres kaiserlichen Herrn! Er, auf dem mächtigsten Thron der Welt (Großbritannien, Rußland, China zählen offenbar nicht mit), „ist ergeben in Gottes Willen, falls er ihn abrufen, und nur darum besorgt, daß er seinem Nachfolger angenehm nachbarliche Verhältnisse hinterläßt.“ (Der Kaiser weiß natürlich, der Reichstagspräsident natürlich nicht, daß diese Verhältnisse vor der Zusammenkunft mit dem Zaren weder angenehmer noch unangenehmer waren als nachher.) „Das ist ein so hoher sittlicher und christlicher Standpunkt, daß man nur bewundernd zu dem Herrn aufsehen und sagen kann: Möge Gott mir geben, daß ich mich bei gleicher Gelegenheit eben so benehme!“ (Daß also ein Parlamentspräsident, wenn er sich im Februar

einer ungefährlichen Operation aussetzen, aber mit der Möglichkeit eines Krebsleidens rechnen muß, im Januar noch die Geschäfte des Hohen Hauses erledigt.) „Das ist ein neues Band, das den Kaiser mit dem deutschen Volk verbindet, und dieses Band soll nicht zerrissen werden durch Leute, die das kaiserliche Ansehen und die kaiserliche Person in der Oeffentlichkeit herabsetzen wollen und die nicht immer nur der Umsturzpartei angehören. Es giebt auch andere publizistische Organe und Witzblätter, die sich zum Beruf gemacht haben, die kaiserliche Person und die kaiserliche Würde herabzuziehen. Dagegen wollte ich an dieser Stelle ein Wort sagen; wir im Reichstag werden gewiß bei jeder Gelegenheit solchen Bestrebungen entgegenzutreten. Wir werden nicht nur treu zu Kaiser und Reich stehen, sondern wir werden auch unsere Liebe auf den herrlichen Mann vereinigen, der an der Spitze des Deutschen Reiches steht.“ So redet Graf Franz von Ballestrem, der dem Reichstagskanzler Fürsten Bismarck einst zurief: „Psui!“ Der aber jegliche Erinnerung an die Sprache politischer Leidenschaft aus dem Gedächtniß getilgt hat. Auch nicht mehr weiß, daß dem Deutschen Reich die Instanz nicht fehlt, deren nie erlahmender Eifer den Kaiser vor Schimpf schützt. Daß der Reichstag nicht nach staatsanwaltlichen Funktionen zu streben, der Reichstagspräsident bei festlichem Maß weder von einer Umsturzpartei zu wehen noch „publizistische Organe und Witzblätter“ zu schelten, zu verbächtigen hat. Der Reichstag, so träumten die Schwärmer lange, ist der Hort freier Meinung; und ein Präsident, der oft genug der Regierung Wilhelms des Ersten das schroffste Mißtrauen ausgedrückt hat, wird gewiß für die schärfste Kritik (die schärfste, die bei uns überhaupt möglich ist) Verständniß haben. Endlich ausgeschlafen, Ihr Patrioten?

Kalefund, überall Kalefund. Das wars wohl auch, was die Zeitungshändler in der Stadt ausbrüllten. Für Südwestafrika haben die Hauptblätter nicht so viel Raum. Für Südwestafrika ist einweilen auch nicht so viel Geld gesammelt und ausgegeben worden wie für Kalefund. Nur der Prinzregent von Bayern hat, ziemlich demonstrativ, zweitausend Mark für die von den Schwarzen bedrohten Landleute angewiesen, denen jetzt doch das Feuer näher auf den Leib brennt als den norwegischen Küstenbewohnern. Da siehes, zum Glück, nämlich nicht ganz so schlimm, wie man anfangs fürchtete. Als die deutschen Schiffe ankamen, waren die durch die Feuerbrunst obdachlos Gewordenen fast sämtlich schon in der Nachbarschaft untergebracht. Auf den Schiffen, die, wie gemeldet wurde, für sechs-tausend Menschen Unterkunft boten, suchten nur ungefähr sechshundert ein Nachtlager. Daß eine viel größere Schaar sich an die vollen Schiffe drängte, ist nicht wunderbar; wäre der Zubrang etwa geringer, wenn irgendwo in Deutschland Speise und Trank umsonst gespendet würden? Auch in der Heimath giebes bittere Noth; und Mancher mag jetzt feufzend fragen, warum die private Wohlthätigkeit denn nicht den überschwemmten Schleßern und anderen darbedenden Deutschen Baumaterialien, Volkskleiden, wärmende Kleider, Lebensmittel und Bargeld so rasch und so reichlich geliefert habe wie den Kalefundern. Damit soll gegen die Hilfeleistung nichts gesagt sein. Ob die Hamburg-Amerika-Linie und der Norddeutsche Lloyd für die Norweger Hunderttausende ausgeben können, haben die Aktionäre dieser Gesellschaften zu entscheiden. Doch warum so viel Rederei über die Großthaten der begünstigten Hebereien? Hatte vorher etwa Jemand bezweifelt, daß der Kaiser ein mittelbiger Mensch ist und, wenn er Abgebrannten Unterstützung bringen kann, die Mühe eines Telefongesprüches und einer Depesche nicht scheut? Er hat selbst zehntausend Mark gegeben. Die Haupthilfe aber kam nicht von ihm; auch nicht von den Herren Ballin und Wiegand, sondern von den Aktionären, die schließlich die Zechen bezahlen müssen. Werkwürdig, wie heutzutage Alles aufgebauscht, jede Unterscheidungslinie weggerißt wird...